GEORG SIEGMUND

WUNDER

Eine Untersuchung

über ihren Wirklichkeitswert

Der gebildete Mensch von heute ist im allgemeinen der Auffassung, daß das Zeitalter der Wunder vorüber sei. Auch unter den gläubigen Christen findet man vielfach diese Meinung, und manche theologische Kreise vertreten den Standpunkt, daß Wunder, falls solche heute etwa noch vorkämen, für die Lehrentwicklung belanglos seien. Dem widersprechen jedoch die Kundgebungen der Päpste in den letzten hundert Jahren, so auch die Enzyklika Papst Pius' XII. zur Hundertjahrfeier von Lourdes.

In dem vorliegenden Buch untersucht der Verfasser die Frage, ob heute noch Wunder im eigentlichen Sinne angenommen werden dürfen, wie ihr außerweltlicher Ursprung erkannt werden kann, und welche Beweggründe uns veranlassen, an sie zu glauben. Zugrunde gelegt werden zahlreiche Untersuchungsberichte über Heilungen in Lourdes. Mit den Mitteln historischer Kritik und naturwissenschaftlicher medizinischer Analyse werden Wunderheilungen daraufhin überprüft, ob sie über die Möglichkeiten der mitwirkenden Naturkräfte hinaus liegen und zu ihrer Erklärung die Übernatur erfordern. Eingehend behandelt wird auch die Möglichkeit seelischer und geistiger Einflüsse auf den Körper. In einem Überblick wird auf die Wunder Christi eingegangen und die theologische Tragweite der Wunder angedeutet.

MORUS-VERLAG · BERLIN

Ms 8

GEORG SIEGMUND

WUNDER

Eine Untersuchung über ihren Wirklichkeitswert

PNWU 01
Redemptoristen
Österr. Provinz
1985.2988
(64785)

MORUS-VERLAG
BERLIN

198

Imprimatur. Berolini, die 16 m. Junii 1958. Prange, Vic. gen.
Umschlag: Glauks
Alle Rechte vorbehalten
© Morus-Verlag GmbH., Berlin 1958
Gedruckt im Druckhaus Tempelhof, Berlin
Einband: Josef Godry, Berlin SW 61

DIE WUNDERFRAGE HEUTE

Seit Goethe wird das Wunder immer wieder als eine »Lästerung gegen den großen Gott und seine Offenbarungen in der Natur« ausgegeben. In der Überzeugung, alles Geschehen müsse sich nach den unverbrüchlichen Gesetzen der Natur richten, hat es die geistige Haltung der Neuzeit meist von sich gewiesen, sich ernstlich mit Dingen abzugeben, die ihr nur als Unwissenheit und Betrug (Strauß) galten. »Wunder und magische Wirkungen sind Dinge geworden, die für den Verstand etwas sehr Abstoßendes haben«, sagte um die Jahrhundertwende der Berliner Philosoph Friedrich Paulsen[1]. Es war sicher vielen aus der Seele gesprochen, als der berühmte Physiker Max Planck[2] vor wenigen Jahren erklärte, das große Hindernis, das die Naturwissenschaft der Religion in den Weg stelle, sei die Tatsache, daß Wunder mit ihr nicht vereinbar seien. Darum solle man entschlossen und ehrlich dieses Hindernis, das dem modernen Menschen den Weg zum Christentum versperre, aufgeben, um dadurch die Werte des Christentums für den heutigen Menschen und damit für die abendländische Kultur selbst zu retten.

Auch in der Religionswissenschaft hat das Wunder eine Abwertung erfahren. Die vergleichende Religionswissenschaft meinte nachweisen zu können, daß der »naive Wunderglaube«, das uralte Verlangen nach »Zei-

[1] Fr. Paulsen, System der Ethik, I[9], 1913, S. 439.
[2] Max Planck, Religion und Naturwissenschaft, in: Neues Europa 2, 1947, H. 9, S. 20-33.

chen und Wundern«, zu den unausrottbaren Tendenzen dessen gehöre, was man als »Vorhofreligion« vom Bereich der »Hochreligionen« auszusondern habe. »Mythisch-primitive Mentalität« soll den großen Stiftergestalten nachträglich Wunder zugedichtet haben, um die erlebte Größe und Macht objektiv darzustellen und den Stifter für spätere Generationen zu sanktionieren[3].

Galten früheren Generationen gläubiger Christen die Wunder des Herrn als stärkste Beweise seiner Göttlichkeit, so ist dem heute nicht mehr so. Im Gegenteil. Begegnet ein moderner, gebildeter Mensch zum ersten Male der Gestalt Jesu Christi, so ergreift ihn dessen Hoheit. Andererseits aber wird er von den Wunderberichten Christi und seiner Apostel »peinlich berührt«. So erging es Ignace Lepp[4] bei seinem geistigen Weg »von Marx zu Christus«. Er machte die Erfahrung, die sich ihm später immer wieder bestätigte: Die Wunder, einst ein Hauptbeweis für die Glaubwürdigkeit des Christentums, sind heute ein Haupthindernis dafür geworden. Dem gebildeten Menschen von heute — sagt er — wäre es lieber, es gäbe sie gar nicht. Mochten auch die von Christus berichteten Wunder sehr schön sein, sie schienen ihm einer bestimmten Literaturgattung anzugehören, zu der die Sagen aller Völker, alle Mythen und Fabeln zählen. In der Frage einer Entscheidung für oder wider Christus legte er zunächst keinen Wert auf sie! Auch die Frage nach der Wirklichkeit der Auferstehung Jesu stellte sich ihm zunächst noch nicht.

Unter dem Eindruck der Meinung, die heutige Naturwissenschaft habe ihr letztes Wort über das Wunder gesprochen, geben es manche protestantische Theologen

[3] G. Mensching, Das Wunder im Völkerglauben, 1942, S. 54.

[4] Ignace Lepp, Von Marx zu Christus. Aus dem Franz. übers. v. L. Reichenpfader, 1957, S. 329 u. 334.

ganz auf. Vor mehr als hundert Jahren hatte David Friedrich Strauß erklärt: Die Wunderberichte der Evangelien sind Mythen. Von ihm ist ein Mann wie Albert Schweitzer so beeindruckt, daß er meint, das Fundament, das Strauß gelegt habe, sei nicht zu erschüttern[5]. Ähnlich denkt Rudolf Bultmann, der es für sinnlos und unmöglich hält, das mythische Weltbild, auf dem die neutestamentlichen Berichte beruhen sollen, noch weiter zur Grundlage unseres Glaubens zu machen. Zu diesem mythischen Weltbild rechnet Bultmann die in Himmel, Erde und Unterwelt dreigegliederte Welt, den Sühnetod Christi, seine Auferstehung und Himmelfahrt, seine Wiederkunft und das Gericht der Toten. Als »erledigt« gelten ihm auch alle biblischen Wunder. All dies ist ihm mit der heutigen Annahme eines geschlossenen Kausalzusammenhanges und der gesetzmäßigen Ordnung des Weltgeschehens nicht mehr zu vereinbaren. Freilich will er die evangelische Botschaft selbst, das »Kerygma«, gelöst von historischen Begründungen, gewahrt wissen.

Indes wird heute Bultmann entgegengehalten, daß aus seiner Redeweise, soweit sie die wissenschaftliche Befassung unserer Welt betrifft, noch die überholte Stimme des neunzehnten Jahrhunderts spreche. Das Überraschende besteht eben darin, daß die exakte Naturwissenschaft »auf ihren eigensten, experimentell gesicherten, mit wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit fortgeführten Wegen zu Punkten gelangt ist, an denen plötzlich das sogenannte neuzeitliche Weltbild zerbrach, weil es mit den völlig unerwarteten Befunden nicht mehr in Übereinstimmung zu bringen war« (H. Conrad-Martius[6]). So ist nach unseren heutigen astronomischen und

[5] Albert Schweitzer, Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, 5. Aufl. 1933, S. 113.

[6] H. Conrad-Martius, Wissenschaft, Mythos und Neues Testament, in: Hochland 48. Jg., 1955/56, S. 6.

physikalischen Vermutungen die Welt wieder endlich geworden; Raum und Zeit haben sich als Kategorien unserer Welt erwiesen, über die hinaus zu fragen, nicht mehr sinnlos ist. Im Lichte dieser Umwälzung dürfen wir den ausdrücklichen Anspruch der apostolischen Verkündigung, auf geschichtlicher Wirklichkeit zu basieren, nicht mehr leichthin abtun, sondern müssen ihn erneut mit allem Ernst prüfen. Im zweiten Petrusbriefe heißt es: »Nicht wohlausgedachten Mythen sind wir gefolgt und haben euch so die Macht und Ankunft unseres Herrn Jesus Christus kundgetan, sondern wir waren Zeugen seiner Erhabenheit geworden« (2. Pet 1, 16).

Zwar hält die katholische Glaubenslehre betont an der Möglichkeit und Wirklichkeit echter Wunder fest; dennoch ist festzustellen, daß die naturalistische Haltung der Zeit, welche das Wunder für überlebt hält, nicht ohne Eindruck auf katholische Kreise geblieben ist. In seinem humorvoll übertreibenden Roman »Das Wunder des Malachias« läßt Bruce Marshall, der den Glauben an das Wunder in der anglikanischen Kirche für völlig erstorben hält, auch einen katholischen Geistlichen die Worte sprechen: »Überhaupt sind Wunder heutzutage aus der Mode gekommen. Wenn sich eins im Schlafzimmer unseres hochwürdigsten Herrn Bischofs ereignen würde, täte Seine Gnaden alles, um den ungehörigen Fall zu vertuschen«, worauf ein Domherr sekundiert: »Das ist auch meine Meinung, und darüber hinaus bin ich sicher, daß die sämtlichen kirchlichen Würdenträger von Schottland, Irland, England und Wales derselben Meinung sind.«[7]

Nicht selten wird auch in theologischen Kreisen die Auffassung vertreten, das Zeitalter der Wunder sei endgültig vorbei und, falls solche heute etwa noch vorkämen, seien sie für die Lehrentwicklung belanglos. Dieser Ansicht war ursprünglich auch der bekannte Konvertit Robert Hugh Benson, Sohn eines Erzbischofs von Canterbury. Durch einen Besuch in Lourdes wurde er eines besseren belehrt. Er schreibt nach seinem Besuch in Lourdes:

»Mehr als dreißig Jahre lang betete ich die konventionelle Formel nach, das Zeitalter der Wunder sei vorüber und die Wunder seien zur Errichtung des Christentums notwendig gewesen, heute aber bis auf seltene Ausnahmen nicht mehr notwendig. Und in meinem tiefsten Herzen wußte ich, wie töricht ich war ... Von Lourdes sprach ich nur in Ausdrücken wie Hysterie, Autosuggestion, gallischer Phantasie, und was man sonst so sagt. Als Kind pflegte ich am Sonntag Nachmittag mit meinem Vater spazieren zu gehen und seinen Ausführungen über Wunder zu lauschen. Als anglikanischer Geistlicher unterrichtete ich an Sonntagsschulen und predigte zu Kindern. Als katholischer Priester wohnte ich manchmal einer Katechismusstunde bei. Bei all diesen Gelegenheiten schien mir das Wunderbare sehr weit entfernt zu sein. Wir betrachteten es über einen Abgrund von zwei Jahrtausenden hinweg. Es war etwas, aus dem man eine Lehre ziehen konnte, etwas, was die Vorstellungskraft nährte, aber auch etwas, was so weit entfernt war wie das Leben prähistorischer Menschen. Man nahm es zur Kenntnis, und das war alles.

Hier in Lourdes aber war es gegenwärtig und lebendig. Ich saß hinter einem gewöhnlichen Glasfenster in einer Soutane, die ein englischer Schneider gemacht hatte, und ich sah, wie das Wunder geschah. Fünfmal an einem Nachmittag ›gab Gott einen Fingerzeig‹, und jedesmal erhob sich einer der Sterbenden und ging sieghaft die

[7] Bruce Marshall, Das Wunder des Malachias, Köln 1953, Fischer-Bücherei, S. 57.

Stufen zur Kirche empor. Zeit und Raum versanken, die Jahrhunderte schrumpften zusammen und gingen in Nichts auf. Und siehe, wir sahen das, was Propheten und Könige sehen wollten und nicht gesehen haben.«[8] »Ich bin nach Frankreich gereist. An den Götzendiensten des Festlandes habe ich von ganzem Herzen teilgenommen. Schließlich bin ich nach Lourdes gegangen und habe Jesus von Nazareth gesehen und die geheilten Kranken, die ihre Bahre verließen ... Ich gab mir keine Rechenschaft darüber, ob heute solche Sachen noch vorkommen. Die Zeichen werden den Gläubigen begleiten. Ich habe einen Akt des Glaubens gesetzt. Jetzt habe ich gesehen.«[9]

Wie die Wundertaten Jesu die Menschen seiner Zeit in die Entscheidung für oder wider ihn hineingezwungen haben, so muß es etwas Ähnliches für jede Zeit geben. Zu leicht sinkt sonst der Glaube zu jener Traditionsangelegenheit herab, wie sie Benson schildert, daß »man« zwar gläubig annimmt, was einst geschehen sein soll, aber es als längst entschwundene Wirklichkeit auffaßt, die in der Gegenwart nicht mehr gilt. Es ist so, wie François Mauriac einmal sagt: »Es muß Orte geben, wo jedweder Mensch das Übernatürliche in dem Maße, wie Gott es will, fassen kann; doch wird das nie mit solcher Eindrucksmächtigkeit geschehen, daß wir nicht frei blieben, es zu leugnen. Lourdes ist die Stelle der Welt, wo kein Mensch an seiner Bestimmung vorbeisehen kann. Hier gibt es keine Möglichkeit mehr auszubrechen. Man kann in Lourdes keine drei Schritte tun, ohne sich zu fragen, was man glaubt und was man nicht glaubt. Die Frage, der ich mein Leben lang ausweichen will: Lourdes

[8] Nach: Ruth Cranston, Das Wunder von Lourdes. Ein Tatsachenbericht, 1957, S. 259 f.

[9] Nach: F. Lelotte, Convertis du XXe Siecle 3. vol. 1955, S. 211.

verurteilt mich, sie nicht eine Sekunde aus dem Auge zu verlieren.«[10]

Der von vielen Theologen vertretenen Auffassung, heute noch gelegentlich geschehende Wunder seien für die Lehrentwicklung ohne Bedeutung, widersprechen die Kundgebungen der Päpste in den letzten hundert Jahren, so auch die Enzyklika »Le pèlerinage de Lourdes«, die Papst Pius XII. am 2. Juli 1957 anläßlich der bevorstehenden Hundertjahrfeier von Lourdes an die französische Kirche gerichtet hat.

So haben wir denn Grund genug, die Frage nach dem Wirklichkeitswerte der Wunder erneut aufzunehmen. Es geht uns dabei nicht zunächst um eine »vorbereitende Untersuchung« über die Möglichkeit von Wundern, worin sich oft die Diskussion erschöpft[11]. Es geht uns vielmehr um die Frage, ob heute noch Wunder im eigentlichen Sinne angenommen werden dürfen, wie ihr außerweltlicher Ursprung erkannt werden kann und welche Beweggründe uns veranlassen, an sie zu glauben. Dabei soll nur in einem kurzen Überblick auf die Wunder Christi, welche die Bibel berichtet, eingegangen werden. Auch die theologische Tragweite der Wunder soll hier nur angedeutet werden.

[10] Nach: J. M. Tauriac, Wunder in Lourdes. Heilungsberichte. Wunder und Wissenschaft. Die Erscheinungen. Übers. v. G. Siegmund, S. 5.

[11] Vgl. B. C. S. Lewis, Wunder. Eine vorbereitende Untersuchung. Deutsch von S. v. Radecki. 1952.

JESUS
DER GÖTTLICHE WUNDERTÄTER

Bei der Durchforschung der krankheitserregenden Ursachen (Pathogenese) ist die Heilkunde in den letzten Jahrzehnten immer unzweideutiger auf die Tatsache gestoßen, daß Krankheit nicht nur ein körperlich verursachter Schaden am Leibe ist, sondern der erkrankende Mensch mit seiner persönlichen Geschichte in ihr west, daß unerledigte seelische Kämpfe und Verwundungen, die nicht verwunden sind, Ursprünge von Krankheitsgeschehen werden können, daß auch tiefgreifende organische Erkrankungen eigengesetzliche seelische Überlagerungen haben. Entsprechend dieser persönlichen Verwurzelung der Krankheit weist auch die Wirkung des Heilers einen ganz persönlichen Einschlag auf: von geborenen heilbegabten Persönlichkeiten geht eine verstandesmäßig nicht faßbare Heilkraft aus. Im Lichte dieser Einsicht ist die Gestalt von Jesus Christus, dem großen Heiler, dem Menschen der Gegenwart wieder verständlicher und sinnvoller geworden. Können doch auch schuldhafte Taten den Menschen »kränken«, ihn sogar körperlich krank machen, wie auch die Heilskräfte eines priesterlichen Helfers solche Leiden samt ihren Auswirkungen im Bereich des Körperlichen beheben können. Aber von dieser pragmatischen Anerkennung bedeutsamer Heilswerte in der von Jesus Christus begründeten Religion bis zur Anerkennung seiner Person als »des« Heilandes, als »des« Sohnes Gottes, des Wundertäters, der mit souveränem, göttlichem Befehl den erkrankten Menschen in die Ordnung der Natur zurück-

zurufen vermag, ist noch ein weiter Weg; dazwischen klafft ein tiefer, vielen unüberbrückbar scheinender Spalt.

In den Berichten der Evangelien stehen zwischen schlichtklaren und doch unerschöpflich tiefen Reden und Gleichnissen Selbstzeugnisse Jesu, die ihn herausheben aus allen Menschen und ihn unmittelbar an die Seite des Vaters stellen, mit dem er eins sei, mit dem er in gleicher Weise zusammenwirke, in dessen Namen er das Weltgericht vollziehen werde. Den Glauben an seine Göttlichkeit verlangt er unter eindeutigem Hinweis auf seine Taten. Taten, die nicht nur von der Macht einer außergewöhnlichen Persönlichkeit zeugen, von der Kraft ihres Blickes, dem Überfließen eines urwüchsig-gesunden Selbstvertrauens auf geschwächte, entwurzelte, glaubensleere, haltsuchende Menschen, die in Anlehnung und Glauben an ihn das Wunder ihrer Heilung erleben — nein, so wie die Evangelien davon berichten, sind sie mehr als das: Macht über die Elemente, daß Wind und Meer seinem Wort gehorchen, daß körperliche Verkrüppelung auf der Stelle der Gesundheit weicht, ja daß Tote zu neuem Leben erstehen.

Durch jahrhundertelange »Aufklärung« im Sinne des Rationalismus ist der Zeitgeist der Gegenwart wesentlich mitgeformt. Seine Triebkraft ist das Begreifenwollen des kritischen, zerlegenden Verstandes, der die Grenzen des Wunderbar-Unbegreiflichen nicht nur immer weiter zurückzuschieben bemüht ist, sondern auch grundsätzlich jedes über die Natur hinausgreifende Geheimnis leugnet. Leidenschaftlich gesucht und mühevoll gefunden, waren seine Ergebnisse so erstaunlich, daß sie sich im Zeitbewußtsein zu dem Grundsatz verdichteten, es könne nichts Übernatürliches geben, ja es dürfe nichts Übernatürliches geben. Da dieser Geist in den letzten Jahrhunderten die Stoßkraft der kulturellen Weiterentwick-

lung gebildet hat, ist er so in unsere Existenz eingegangen, daß uns heute bei Weltanschauungsfragen eine oft nicht zu klarer Bewußtheit kommende, gefühlsmäßig überkritische Ablehnung gegen alle Geltungsansprüche eigen ist, die wie religiöse Vorstellungen im Bereich des Geheimnisses urspringen.

Daher rührt es, daß der Gegenwartsmensch mit innerer Befremdung und Zurückhaltung der Gestalt Jesu Christi gegenübertritt, die, so wie sie uns die Evangelien schildern, von Wundern umgeben ist. »Vom Stern der Magier bis zur Auferstehung aus dem Grabe blendet uns Wunder um Wunder« (Adam). Seine gesamte Wundertätigkeit soll nach Jesu eigenem Ausspruch Erweis seiner Sendung sein. Als Johannes der Täufer von Christi Wirksamkeit hörte, ließ er ihn durch seine Jünger fragen: »Bist du es, der kommen soll, oder sollen wir eines anderen harren?« Jesu Antwort begnügt sich nicht mit einem einfachen Ja, sondern weist auf das wundertätige Heilswirken als Bestätigung hin. »Gehet hin und meldet Johannes, was ihr hört und seht: Blinde sehen wieder, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote werden erweckt, Armen wird die Frohe Botschaft verkündet, und selig ist, wer keinen Anstoß an mir nimmt!« (Mt 11, 4–6; Lk 7, 20–23).

Man hat die Behauptung aufgestellt, primitive religiöse Mentalität habe nachträglich religiöse Stiftergestalten durch angedichtete Wundererzählungen sanktionieren wollen; die Motive dazu habe man aus der Umwelt entnommen (Mensching, Bultmann). So soll es bei Buddha, Jesus und Mohammed geschehen sein. Doch besteht bei genauerem Zusehen ein wesentlicher Unterschied zwischen den Wundererzählungen aus dem Leben Buddhas und Mohammeds und den Wunderberichten der Evangelien. In den ältesten Berichten über Buddha

fehlen die Wunder; sie wurden ihm erst von einer viel späteren Zeit zugelegt. Nach dem Koran hat es Mohammed ausdrücklich abgelehnt, seine Sendung durch Wunder zu beglaubigen. Erst von einer späteren Zeit wurden ihm, wohl in Anlehnung an die Wunder Jesu, Wundertaten angedichtet, um ihn ebenbürtig erscheinen zu lassen.

Bei Jesus Christus ist es anders. Worte und Taten lassen sich nicht, wie man es gelegentlich versucht hat, voneinander trennen; eins ist mit dem anderen unlöslich verknüpft. Wenn Menschen seinen Worten nicht glauben wollen, dann sollen sie seinen Taten glauben. Den unbußfertigen Städten Chorozain und Bethsaida in Galiläa, in denen viele seiner Machtzeichen geschehen waren und die sich dennoch nicht bekehrt hatten, hält er eine erschütternde Strafpredigt, eben deshalb, weil sie das Zeugnis dieser Taten nicht angenommen haben (Mt 11, 20–24; Lk 10, 13–16). Ohne Zweifel legt Jesus seinen Wundern eine entscheidende Bedeutung bei; sie gehören als Bestätigung und Ergänzung zum Worte seiner Verkündigung.

Zur Vollendung seines Werkes sendet Jesus seine Sendboten in die Welt, die seine Zeugen sein sollen »bis an die Grenzen der Erde« (Apg 1, 8). In dem Werke dieser Sendboten soll sein persönlich im Raum und in der Zeit begrenztes Heilswirken universal geweitet werden über die ganze Erde wie über die ganze Weltzeit. Wie sein persönliches Tun die Bestätigung durch Wunderzeichen erfuhr, soll diese Bestätigung dem universal geweiteten Wirken seiner Sendboten nicht versagt sein. Ja, wer an ihn glaubt, wird nicht nur die Werke, die er tut, auch seinerseits tun können; noch größere sollen ihm möglich sein (Jo 14, 12).

Angesichts der oft erstaunlichen Heilungen, welche die suggestiven Heilmethoden der modernen Medizin bei

funktionellen Leiden erzielt, taucht immer wieder der Zweifel auf, ob nicht bei den Wunderheilungen Jesu etwas Ähnliches vorgelegen haben mag. Sollten nicht auch hier durch die Begegnung mit seiner überragenden, gesund selbstsicheren Persönlichkeit schlummernde Heilkräfte der eigenen Natur im Kranken geweckt worden sein? Verlangte nicht auch Jesus unbedingten Glauben an sich, wie es die »Wunderheiler« von heute tun? Fehlte nicht zudem den Menschen vergangener Zeit die klare Sicht der Grenze zwischen natürlichem und wunderbarem Geschehen, sind doch die Einsichten in die Gesetzlichkeit des Naturgeschehens, welche die Naturwissenschaft dem Manne des Volkes zugänglich gemacht hat, erst wenige Jahrhunderte alt? Ist es nicht dem einfachen Manne in den Bergen des Balkans noch heute ein »Wunder«, wenn ihn ein Arzt von seiner Taubheit dadurch befreit, daß er verhärtete Ohrschmalzpfropfen erweicht und entfernt? Sollten nicht die Wunder Jesu dort, wo sie die Naturkräfte zu überschreiten scheinen, durch Legendenbildung zu erklären sein? Sollten nicht die Heilberichte in den Evangelien, die zunächst Jahrzehnte von Mund zu Mund gingen, ehe sie aufgezeichnet wurden, dabei so aufgebauscht worden sein, daß sie auf diesem Wege den Bereich des Natürlichen verlassen und den Nimbus des Übernatürlichen erlangt haben?

Noch heute läßt sich der Vorgang der Legendenbildung, die sich um die Gestalten großer Ärzte und Heiler ranken, unmittelbar beobachten. Bei seinen kritischen Studien zu dem Problem der »Wunderheilung« konnte der Chirurg Erwin Liek[12] in Gallspach, dem Wohnsitze des »Wunderheilers« Zeileis, die Umkleidung des verehrten Heilers, zu dem Ungebildete wie Gebildete hilfesuchend und verehrungsbedürftig emporsahen, feststellen. Lediglich nach Geschlechtern getrennt, kamen die Kranken gruppenweise in den Behandlungsraum. Alle Kranken zogen sich gemeinsam aus. Mit der Kleidung fiel auch Rang und Titel. Nichts blieb als der arme, kranke Mensch, weiches Wachs in den Händen des Helfers. Immer wieder konnte man in den Augen der Kranken den Ausdruck vollster Hingabe lesen. Die Unterhaltung vor und nach der Behandlung kreiste um den großen Helfer. Seltsame Mären fanden Glauben: aus Indien oder Persien sollte er stammen, in einem indischen Kloster in die Geheimnisse der Yogi eingeweiht worden sein, ein hohes Alter bis zu elfhundert Jahren wurde ihm zugefabelt. Selbst bei sonst gebildeten Laien läßt sich oft hinsichtlich der Ärzte, denen sie ihr Vertrauen geschenkt haben, eine Leichtgläubigkeit feststellen, über die der Eingeweihte lächelt. Angesichts solcher Tatsachen ist der Zweifel an den Wundertaten Jesu verständlich, zumal seit den Ereignissen neunzehn Jahrhunderte verstrichen sind und sie selbst Stütze eines Glaubens bilden sollen, der den Menschen in seiner Gesamtheit unwiderruflich bindet.

Diese Zweifel zu lösen, ist nur dadurch möglich, daß zwei voneinander unabhängige Wege zur Durchforschung eingeschlagen werden: Einmal die historisch-kritische Untersuchung der Wundertaten Jesu selbst. Sie hat für den naturwissenschaftlich Gebildeten von heute den unaufhebbaren Mangel, daß es die — in ihrer Bedeutung freilich oft maßlos überschätzte — exakt kritische Methode der Naturforschung vor zweitausend Jahren noch nicht gab. Deshalb ist der zweite Weg für viele Zweifler von heute überzeugender: Mit den Mitteln historischer Kritik und naturwissenschaftlich-medizinischer Analyse sind Wunderheilungen von heute, die auf Grund des christlichen Glaubens geschehen und

[12] Erwin Liek, Das Wunder in der Heilkunde, 4. Aufl., 1951.

von Christus für seine Sendboten und Gläubigen ausdrücklich in Aussicht gestellt worden sind, daraufhin zu überprüfen, ob sie über die Möglichkeiten der mitwirkenden Naturkräfte hinausliegen und zu ihrer Erklärung die Übernatur erfordern. Erst wenn die Ergebnisse beider Untersuchungen ineins kommen, kann sich eine Gewißheit ausformen, die stark genug ist, Stütze, wenn auch nicht alleinige Grundlage des Glaubens zu werden.

HEILUNG DURCH DEN GEIST

In seinen Gesprächen mit Eckermann kam Goethe gelegentlich auf eigene Erfahrungen zu sprechen, die ihm bewiesen, wie weit seelischer Einfluß auf das Allgemeinbefinden und den Ablauf körperlicher Vorgänge reiche. Es sei unglaublich — betonte er — wieviel der Geist über den Körper vermöge. Der geistige Wille könne Beschwerden des Unterleibes in Schach halten und durch größere Anstrengungen die nachteiligen Einwirkungen tiefen Barometerstandes aufheben. »Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Faktum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt war und wo ich bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag! Er durchdringt gleichsam den Körper und setzt ihn in einen aktiven Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt. Die Furcht dagegen ist ein Zustand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Besitz zu nehmen.«[13]

Als Hufeland seine noch heute geschätzte Schrift »Von der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern« dem greisen Königsberger Philosophen Immanuel Kant zusandte, antwortete dieser eingehend mit einer Schrift »Von der Macht des Gemütes durch den bloßen Vorsatz, seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein« (1797), die er als dritten Abschnitt der größeren Schrift

[13] J. P. Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens (Artemis-Verlag, Zürich, 1948), S. 347.

über den »Streit der Fakultäten« einfügte. Der Grundgedanke von Hufeland, »das Physische im Menschen moralisch zu behandeln, den ganzen, auch physischen, Menschen als ein auf Moralität berechnetes Wesen darzustellen, und die moralische Kultur als unentbehrlich zur physischen Vollendung der überall nur in der Anlage vorhandenen Menschennatur zu zeigen«, kommt ganz der Auffassung von Kant entgegen, die man mit einem Schlagwort der Gegenwart als »Ganzheitsmedizin« bezeichnen kann. Nach ihm gibt »moralisch-praktische Philosophie zugleich eine Universalmedizin ab, die zwar nicht allen für alles hilft, aber doch in keinem Rezepte mangeln kann«[14].

Aus seinen Ausführungen können wir entnehmen, daß Kant »eine natürliche Anlage zur Hypochondrie« (S. 80) hatte und sich offensichtlich nur mühsam dieses Gespenstes erwehren konnte. Seiner treffenden Beschreibung der »Hypochondrie« und ihrer Abwehr ist der Ursprung in eigener Erfahrung anzumerken. Er sagt: »Die Schwäche, sich seinen krankhaften Gefühlen überhaupt, ohne ein bestimmtes Objekt, mutlos zu überlassen (mithin ohne den Versuch zu machen, über sie durch die Vernunft Meister zu werden) — die Grillenkrankheit (hypochondria vaga), welche gar keinen bestimmten Sitz im Körper hat, und ein Geschöpf der Einbildungskraft ist, und daher auch die dichtende heißen könnte — wo der Patient alle Krankheiten, von denen er in Büchern liest, an sich zu bemerken glaubt, ist das gerade Widerspiel jenes Vermögens des Gemüts, über seine krankhaften Gefühle Meister zu sein, nämlich Verzagtheit über Übel, welche Menschen zustoßen könnten, zu brüten, ohne, wenn sie kämen, ihnen widerstehen zu

[14] Immanuel Kants Werke in acht Büchern v. H. Renner (o. J.) 8. B. S. 73 f.

können; eine Art von Wahnsinn, welchem freilich oft irgendein Krankheitsstoff (Blähung oder Verstopfung) zum Grunde liegen mag, der aber nicht unmittelbar, wie er den Sinn affiziert, gefühlt, sondern als bevorstehendes Übel von der dichtenden Einbildungskraft vorgespiegelt wird, wo dann der Selbstquäler (heautonotimorumenos), statt sich selbst zu ermannen, vergeblich die Hilfe des Arztes aufruft, weil nur er selbst, durch die Diätetik seines Gedankenspiels, belästigende Vorstellungen, die sich unwillkürlich einfinden, und zwar von Übeln, wider die sich doch nichts veranstalten ließe, wenn sie sich wirklich einstellten, aufheben kann« (ebenda S. 79).

In diesen schwerfälligen Sätzen spiegelt sich deutlich die Auffassung der damaligen Medizin von der Hypochondrie, wonach krankhaften Vorstellungen ein verheerender Einfluß auf den Gesundheitszustand zugeschrieben wurde. Es ergibt sich aus dieser Auffassung ohne weiteres als positives Gegenstück die Annahme der Macht des Gemütes zur Förderung der Gesundheit. Nach seiner Beschreibung dürfte Kant an Erscheinungen einer Angina pectoris gelitten haben. Jedenfalls berichtet er von eigener Erfahrung, durch Abkehr der Aufmerksamkeit von den belästigenden Gedanken und stärkere Hinrichtung auf einen ablenkenden Gegenstand das gesundheitliche Gleichgewicht zu erhalten. Goethe wie Kant stellen den krankhaften Befürchtungen den hellen, bewußten Willen entgegen, der »dagegen« angeht, um diese in Schach zu halten. Freilich spricht Kant von der »Macht des Gemütes«, womit er mehr meint als nur die Kraft des bewußten hellen Willens, ohne indes hier weitere Scheidung und Klärung vorzunehmen.

Solche Schätzung der »Macht des Gemütes« auf den eigenen Gesundheitszustand, die der Heilkunde um die

Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts vertraut war — bedeutende Vertreter wie Hufeland und Carus waren nicht bloß Mediziner, sondern auch Philosophen —, ging der Medizin des neunzehnten Jahrhunderts weitgehend verloren. In ihrem Willen zur naturwissenschaftlichen Analyse der Krankheiten, die als selbständige Einheiten aufgefaßt wurden, wandte sie den Blick vom Ganzen des erkrankenden und gesundenden Menschen ab, suchte »spezifische« Heilmittel gegen in ihrem Wesen erkannte und diagnostizierte Krankheiten, vernachlässigte dafür die »unspezifischen« Heilmittel, die ganzheitliche Reaktionen erstreben, und lehnte sie als unwissenschaftlich ab. Daher rührt es, daß die unspezifischen ganzheitlichen Behandlungsmethoden im letzten Jahrhundert durch unzünftige Heilbehandler, von der »Schulmedizin« als »Kurpfuscher« verschrieen, neu entdeckt werden konnten. Zunächst als Sensation gefeiert, wie als Betrug gebrandmarkt, erfahren indes gegenwärtig diese Heilweisen eine gerechte Beurteilung von seiten der Fachmedizin und sind oft weitgehend in die gängigen Behandlungsweisen aufgenommen.

Im Jahre 1840 meinte der englische Arzt James Braid, den Versuch unternehmen zu sollen, den Schweizer Hypnotiseur Lafontaine, der in Manchester Vorstellungen gab, »im Namen der medizinischen Wissenschaft bloßzustellen«[15]. Indes schlug die Begegnung mit der Wirklichkeit, die sich ihm hierbei bot, unerwartet ins Gegenteil um. Braid begann selbst zu hypnotisieren und veröffentlichte bereits ein Jahr später ein ausführliches Werk über den therapeutischen Wert der Hypnose[16]. Eine entscheidende Wendung in der Erforschung des Hypnotismus brachte Liébault, der seit 1866 die Hypnose in Nancy anwandte. Bernheim wurde auf ihn aufmerksam; sein Werk von 1884 wurde für die wissenschaftliche Anerkennung der hypnotischen Behandlung bahnbrechend. Während die Schule von Paris (Charcot) die Hysterie als Voraussetzung für die Hypnose ansah und sie nur für Kranke anwendbar hielt, vertrat die Schule von Nancy die Auffassung, daß die Hypnose im wesentlichen auf Suggestion beruhe und bei jedem Menschen angewandt werden könne. Man kann sagen, daß sich diese Ansicht durchgesetzt hat.

Es war *Emile Coué* (1857—1926), bis 1910 Apotheker in Troyes, der in Nancy ein Institut für Seelenerziehung gründete und damit der kleinen französischen Stadt Weltruf verschaffte. Von der Wissenschaft als Scharlatan in den Bann getan, zog er wie ein Magnet die Kranken an und wurde als Retter in »verzweifelten Fällen« gesucht. In schriftlichen Danksagungen bestätigten frühere Tuberkulöse, Gichtige, Stotterer, Kleptomane, Geschwürbehaftete und Trinker ihre Heilung.

Im Hörsaal seines Institutes für Seelenerziehung drängten sich die Hilfsbedürftigen zu seinen Vorführungen. Seinen Vortrag begann er schlicht: »Was ich Ihnen zu sagen habe, ist so einfach. Sie werden enttäuscht sein — Ich bin kein Zauberer.« Nahm Coué den Gedanken von der »Macht des Gemütes« über die Krankheit wieder auf, so gab er ihm eine sehr charakteristische Wendung. Ohne das Rüstzeug wissenschaftlicher Psychologie und ihrer Terminologie zu besitzen, verstand es Coué, an Hand von einfachen Beispielen die Bedeutung der Einbildungskraft für das menschliche Handeln herauszustellen, die oft stärker ist als der hellbewußte Wille. Er begann seine Darlegungen mit dem Aufweis durch Beispiele, daß die Phantasie oder Einbildungskraft Meisterin der Fähigkeiten des Menschen und damit seines Schick-

[15] Kurt Hochreutener, Suggestion und Hypnose ohne Maske, 1949, S. 30.
[16] James Braid, Der Hypnotismus, deutsch v. W. Preyer, 1882.

sals werden kann. So sagte er etwa: Nehmen wir an, auf dem Boden liegt ein Brett, das zehn Meter lang und fünfundzwanzig Zentimeter breit ist. Auf Aufforderung hin vermögen wir darüber zu gehen, ohne im mindesten zu schwanken. Jedermann sagt, das sei kinderleicht. Doch denken wir uns nun dieses Brett in der Höhe einer Kathedrale, wo es zwei Türme miteinander verbindet. Was uns eben noch ein Kinderspiel war, wird uns jetzt schwer, ja unausführbar. Weshalb? Nicht weil die geforderte Leistung mechanisch und physiologisch ein andere würde, sondern weil die Einbildungskraft dem geängstigten Unterbewußtsein zuflüstert: Du wirst fallen! Es ist also keineswegs allein und zuerst die sachliche Schwere oder Leichtigkeit, sondern die Einbildungskraft, die uns etwas leicht oder schwer macht.

Nach dieser ersten anschaulichen Darlegung klärte er weiter das Verhältnis von hellbewußtem Willen zur Einbildungskraft. Er führte aus: Bislang lehrte man, der bewußte Wille sei die seelische Kraft, die befehle und sich durchzusetzen vermöge. Befinden sich indes Wille und Einbildungskraft miteinander im Streite, so ist immer und ohne Ausnahme die Einbildungskraft die stärkere von beiden. Eine unglückliche Vorstellung setzt sich gegen das Trotzdem eines verkrampften Willens durch. Deshalb appellierte Coué nicht an die heroische Tatkraft des Willens, der krankhafte Neigungen gewaltsam bekämpft, sondern empfahl eine beruhigende, Hoffnung weckende Suggestion von Vorstellungsbildern, die ins Unterbewußte hinabsinken und sich von da aus ohne alle Verkrampfung durchsetzen. Ausdrücklich lehnte Coué die Berufung auf geheimnisvolle Kräfte ab. Sein Ziel ging nur darauf, kranke Menschen durch Suggestion zu heilen, besser zur Auto-Suggestion und damit zur Selbst-Heilung anzuregen.

Nach seinen vorbereitenden Darlegungen begann er mit seinen »Heilungen«. Während ein Nachruf behauptet, er habe sich nicht an organische Krankheiten »herangemacht«, wird ihm das von anderer Seite zum Vorwurf gemacht. So sagt der Psychiater Albert Moll, daß darin gerade seine Gefährlichkeit bestand, und sich darin sein Kurpfuschertum zeigte[17].

Wie jede Methode überfordert werden kann, so besteht auch die Gefahr, von der suggestiven Beeinflussung von Kranken zu viel zu erwarten. Ernsthafte Gefahr ersteht dann, wenn Krankheiten, für deren Heilung Suggestion nicht ausreicht, infolge falscher Hoffnung von rechtzeitiger fachärztlicher Betreuung zurückgehalten werden. Davor warnt die Schulmedizin unausgesetzt. Indes ist es keine Frage, daß Coué bei vielen Kranken erstaunlichen Erfolg hatte. Einem Gelenkrheumatiker suggerierte er etwa: »Sie sollen nicht sagen: ich möchte, sondern: ich werde gesund sein!« Nach wiederholter eindringlicher Suggestion, Knie und Beine seien voll beweglich, gab er schließlich den Befehl, die Knie höher und schneller zu heben, schließlich zu gehen, ja zu laufen. Unter begeistertem Beifall wurden die Heilungen begrüßt. Nach einer Folge solcher »Heilungen« entließ Coué seine Zuhörer mit dem Gebot: »Von heute ab bis zum letzten Tag Eures Lebens, jeden Tag, im Einschlafen und Erwachen, sagt es laut vor Euch hin, zwanzigmal: Jeden Tag und in jedem Sinn geht es mir besser und besser!«

Von Coué wurden keineswegs nur junge Mädchen und hysterische Frauen geheilt. Ein erstaunlicher Fall von Selbstheilung wird von einem Schwerverwundeten des ersten Weltkrieges berichtet. Im Frühjahr 1916 war er im Schützengraben durch einen Handgranatensplitter

[17] Albert Moll, Ein Leben als Arzt der Seele, 1936, S. 50.

an der linken Kopfseite verwundet worden, was eine fast völlige Lähmung der rechten Körperhälfte zur Folge hatte. Weder mit dem rechten Arm, noch mit dem rechten Bein vermochte er eine Bewegung auszuführen. Geschmack und Geruch waren sehr abgestumpft; sein Gewicht sank auf 98 Pfund. Er litt an Gedächtnisschwäche; Sprechen fiel ihm schwer. Trotz mehrjähriger Behandlung in verschiedenen Krankenhäusern blieb die Lähmung hartnäckig. Immerhin gewann er wieder ein Gewicht von 126 Pfund. 1921 las er ein Buch von Charles Baudouin über Autosuggestion (aus der Schule von Nancy) und besuchte Coué selbst, der ihm kaum Hoffnung machen konnte. Indes vermochte Auto-Suggestion unter Leitung von Coué zunächst Verdauung und Schlaf zu regeln, was eine wesentliche Besserung des Allgemeinzustandes und schließlich unter aktiver Selbstbemühung ein bedeutendes Rückgehen der Lähmung zur Folge hatte. Eine Schrift Coués enthält hiervon einen Selbstbericht, ohne daß freilich irgendwelche Dokumente ärztlicher Beobachtung beigefügt wären[18].

Der Suggestionstherapie von Coué — ob man im einzelnen manche kritische Ausstellung machen kann, spielt hier keine Rolle — liegt der richtige Gedanke zugrunde, daß die Vorstellungen der Einbildungskraft nach Verwirklichung streben. Eine psychologische Besinnung kommt zu dem Ergebnis, daß allen menschlichen Betätigungen Vorstellungen zugrunde liegen müssen. Erst dadurch werden sie möglich. Freilich versinken die Vorstellungsbilder der Handlungen auf die Dauer ins Unterbewußte; ohne noch bewußt vorgestellt zu werden, vermögen sie dennoch wirksam zu sein. Dem Lallen des Kleinkindes kommt die große biologische Bedeutung zu,

[18] Coué, Die Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion. Deutsch von Amann. 1925, S. 92 ff.

Laute erzeugen zu lernen, die wiederum, durch das Gehör aufgenommen, zur Kenntnis gelangen. Das lallende Einüben erfolgt auf einen Naturantrieb hin, bis die Lautbildung beherrscht wird und sie schließlich »ganz automatisch« gekonnt wird. All unserem Sprechen liegen unbewußt gewordene Vorstellungsbilder unserer Sprechbewegungen zugrunde. Der ungarische Philosoph Palágyi hat die Bedeutung dieser »Phantasmen« eindringlich betont.

Wie ich an anderer Stelle eingehend dargelegt habe[19], besitzt die menschliche Natur eine eigentümliche Offenheit, eine innere Unfertigkeit, welche die Grundlage für die spezifisch menschliche Selbstführung ist, die in ihrer Auswirkung bis in die Vitalschicht hinabreicht. Dadurch ist dem Menschen selbst seine eigene Vitalschicht weitgehend in die Hand gegeben, um sie in Ordnung zu halten oder in Ordnung zu bringen. Deshalb ist auch die »Erziehung zur Gesundheit«[20] beim Menschen nicht nur eine Angelegenheit, die rätlich oder empfehlenswert ist; vielmehr ist sie für seine vollmenschliche Auszeugung unerläßlich. Gerade mit zunehmendem Alter ist die menschliche Gesundheit auf menschliche Eigenführung angewiesen. Mithin ist es begreiflich, daß suggestive wie autosuggestive Einwirkung auf die menschliche Vorstellungswelt einen ganz bedeutenden gesundheitlichen Faktor darstellt. Wie Vorstellungen hemmend und sperrend wirken können, so vermögen sie auch anfeuernd, belebend und damit gesundend zu wirken. Hier bietet sich also ein richtiger Hebel zum Ansetzen einer Gesundheitserziehung an.

Hinzu kommt, daß in der Natur des Menschen die

[19] Georg Siegmund, Die Voraussetzungen menschlicher Bildung, in: Scholastik XXX. Jg. 1955, S. 73-93.

[20] Georg Siegmund, Erziehung zur Gesundheit, 1956.

eigentliche heilende Kraft bei Krankheiten liegt. Es war — wie August Bier[21] mit Recht sagt — eine bahnbrechende Einsicht, als Hippokrates erklärte, die eigentliche Heilerin der menschlichen Krankheiten sei die »physis«, die »Natur«, womit genauer die Natur des Menschen gemeint ist. Im Menschen selbst liegt der Heilwille und die Heilkraft. Ohne hier des näheren darauf eingehen zu können, müssen wir sagen, daß es die geistige Seele des Menschen ist, welche sich aktiv den Leib als Organismus gestaltet; wie sie die erste Ordnung schafft, ist sie auch später darauf aus, eintretende Störungen zu beheben, Krankheiten von sich aus zum Besseren zu wenden. Darum gehört in einen rechten Krankheitsbegriff nicht nur die Störung, sondern ebenso die damit ringende Abwehrtätigkeit des Organismus.

In einer Zeit, in der aktive Geschäftigkeit in der Therapie vorherrscht, ist es von entscheidender Bedeutung, darauf hinzuweisen, daß auch bei schweren Erkrankungen, die für gewöhnlich als unheilbar angesehen werden, dennoch in gewissen Fällen Spontanheilungen vorkommen. Solche Spontanheilungen werden etwa von der Lungentuberkulose[22] gemeldet, aber auch von schweren Krebserkrankungen und Erkrankungen anderer Art. Alles aktive »Kurieren« des Arztes ist zum großen Teil Anfeuern der aktiven Abwehrkräfte des Menschen und ihre Unterstützung. Selbst die Antibiotika sind nicht einfach auf Vernichtung des Infektionserregers ausgerichtet, sondern sind dies erst durch die Direktion des Organismus[23].

Spontanheilungen sollten nicht bloß als medizinische

[21] August Bier, Die Seele, 1942. Vgl. hierzu: G. Siegmund, Der kranke Mensch. Medizinische Anthropologie, 1951, und G. Siegmund, Die Natur des Menschen, 1955.

[22] Lasar Dünner, Spontanheilungen der Lungentuberkulose, 1955.

[23] Vgl. hierzu: G. Siegmund, Der kranke Mensch. Kap. 7: Krankheit als Entordnung.

Kuriosa konstatiert werden, sondern sind im Grunde als das »Natürliche« anzusehen, als das, was in der Tendenz der Naturstrebung liegt. Ist diese Naturstrebung letztlich durch die geistige Seele des Menschen bedingt, dann ließe sich jede Heilung als »geistige« bezeichnen. So meint ein Arzt, Wilhelm Beyer, der den Ausdruck »geistige Heilweise« betont verwendet. Er sagt: »Ein wahre Gipfelleistung im Verkennen des wirklichen Sachverhalts ist die in der Ärztewelt ziemlich allgemein herrschende Meinung, daß Geisteskraft zur Heilung körperlich organischer Leiden nicht berufen und befähigt sei, sondern lediglich seelisch begründeten Organstörungen gegenüber eine heilsame Wirkung entfalten könne. Eine solche Meinung stellt jedoch die Wahrheit auf den Kopf. Denn es gibt überhaupt in der ganzen Welt keine andere Kraft schöpferischer Wiederherstellung auch im Bereich der groben Stofflichkeit des Körpers als einzig und allein die Kraft des Geistes.«[24] Jedoch ist es keineswegs die geistige Seele direkt, die als Antriebskraft unmittelbar alles von sich aus wirkt. Vielmehr hat sich die Gesamtantriebskraft des Lebens auf vielfältige Schichten mit über- und untergeordneten Instanzen verteilt. So vielfältig die Schichtung, so vielfältig kann auch Erkrankung wie Gesundung bedingt sein.

Von hier aus gesehen wird es verständlich, daß Suggestion und Autosuggestion in ihrer Wirkung nicht auf funktionelle Störungen beschränkt sind, sondern sich auch bei organischen Krankheiten wirksam erweisen. Was auf Grund eines Naturstrebens zu erfolgen vermag, wird erleichtert und gefördert, wenn auf suggestivem Wege irgendwelche Hemmungen für Heilung fallen und antreibende Kräfte die Heilung in Bewegung setzen.

[24] Wilhelm Beyer, Die Grunderkenntnis zur begrifflichen Klärung der Heilung durch Geisteskraft, 1952.

Wird in der psychomotorischen Sphäre eine Oberinstanz leistungsschwach, so verselbständigt sich die nächste Unterinstanz nach ihren Eigengesetzen; vitale Mechanismen werden enthemmt, was oft zu gesundheitlicher Störung führt, aber auch gesundend wirken kann. In der Literatur werden die gesundheitlich negativen Wirkungen hysterischer Umstellung eingehender beschrieben als die positiv wirkenden. Bezeichnend ist es hierbei, daß sich Vorstellungen nicht direkt, sondern auf dem Umwege über die Weckung organismisch vorgebildeter Mechanismen aktiv umsetzen.

Es ist keineswegs so — wie Kant meinte —, als ob der Geist unmittelbar vom »Gehirn« aus den »unteren« Leib zum Gehorsam zwingen könnte. Nicht nur der Weg des Befehls vom Hirn-Zentrum des Nervensystems aus erreicht den Körper und wirkt ordnend oder entordnend. Vielmehr wirken Seele und Leib auf vielfältige Weise aufeinander ein. Schon die Körpersäfte haben je nach ihrer Beimengung von Betriebsstoffen innerer Drüsen großen Einfluß auf die Funktionen der Schaltapparate.

Somit ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß »durch Vorstellungseinwirkung etwas Positives, Gewebsveränderndes, Formumwandelndes oder Formbeschaffendes vor sich geht«. Es findet also »eine produktive, pathologische Gewebsumbildung statt«[25]. So können krankhafte Zustände imitiert werden mit einem Symptomenkomplex, von welchem der Kranke keinerlei Kenntnis zu haben braucht, den er aber doch, das wirkliche Krankheitsbild völlig treffend, reproduziert.

Schleich berichtet Fälle eigener Erfahrung. Einmal hörte eine junge hysterische Dame das Summen eines Ventilators, wobei ihr die Angstvorstellung einer großen

[25] Carl Ludwig Schleich, Die Wunder der Seele. Mit einem Geleitwort von C. G. Jung, 1953. S. 194.

Biene kam, die sie stechen könnte. Trotz allen Zuredens schwoll »das untere Augenlied der Ärmsten zu einer wirklich hühnereigroßen Geschwulst (Ödem) an, mit teigiger Konsistenz und deutlich entzündlicher Rötung von großer Schmerzhaftigkeit. Die Furcht, die Vorstellung, die Idee allein hatten das Gewebe des Lides plastisch und positiv verändert« (S. 195).

Wir kennen Fälle durch Hysterie vorgetäuschter Schwangerschaft, die so täuschend die Symptome echter Schwangerschaft nachahmt, daß selbst erfahrene Fachleute in die Irre geführt wurden. Besondere Erwähnung verdient die Möglichkeit der Temperaturbeeinflussung durch Auslösung vitaler Mechanismen.

»Eine Patientin« — berichtet Schleich — »konnte fiebern, wenn sie wollte, und zwar bis zu der (hyperpyretischen!) Temperatur von zweiundvierzig Grad. Die Thermometer sind unzählige Male gewechselt, eingeführt unter absoluter Fixation der Hände. Zunächst normale Temperatur. ›Nun bitte, fiebern Sie!‹ — und in zehn bis fünfzehn Minuten wurde der maximale Hochstand der Quecksilbersäule (Dutzende von Malen) konstatiert. Diese hyperpyretischen Temperaturen sind allen Psychiatern bekannt, auch Rudolf Arndt erwähnt sie in seiner ausgezeichneten großen Abhandlung über Hysterie in der Eulenburgschen Enzyklopädie.

Ich selbst habe zweimal Hysterische gesehen, welche ihre Brustwarzen auf Kommando bluten lassen konnten (einen bis zwei Teelöffel voll), einmal eine Negerin, ein andermal eine Russin (Stigmatisierte). . . . Es gibt hysterisches Wachstum der Haare, Bartwuchs bei Frauen infolge seelischer Erregungen, Schwielenbildung, ohne jede Arbeit, in der Haut; anschließend an hysterische Krampfanfälle Verdickungen der Nägel bis zur Adlerklauenbildung, Ablagerung von schwarzem Farbstoff in der

Haut — alles im Anschluß an schwere hysterische Erregungen« (Schleich S. 196 f).

Weiterhin berichtet Schleich von hysterischem Tetanus, selbst von Scheintod und Tod durch hysterische Lebenshemmung.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich, daß in die vitalen Mechanismen, die normalerweise dem Einfluß des bewußten Willens entzogen sind, gewissermaßen auf unterirdischem Wege eingebrochen werden kann. Vor allem auf dem Wege über eindrucksmächtige Vorstellungen wird auf sie Einfluß genommen; Bewegungsformen werden aktiviert, Krankheiten täuschend nachgeahmt, ohne daß im Bewußtsein die Art und Weise der Bewegungen und krankhaften Veränderungen bekannt zu sein braucht. Offensichtlich gibt es eine Art Vitalkenntnis der Wege, die hierbei einzuschlagen sind, der Bewegungen, die es auszuführen gilt, so ähnlich wie bei Instinkt-Vorgängen eine Art Kenntnis des angestrebten Vitalzieles und der einzuschlagenden Wege angenommen werden muß, ohne daß solche Kenntnis irgendwie dem Wachbewußtsein gemeldet sein müßte. Welcher Art solche Kenntnis instinktiver Art ist, wissen wir nicht.

Was in der Hysterie in negativer Weise als Lebens-Hemmung angewandt wird, das muß natürlich auch in positiver Weise zur Lebens- und Gesundheitsförderung aktiviert werden können. Ein sehr wesentlicher Weg für Heilung vieler Krankheiten ist eine Hyperämie, die etwa physikalisch durch die Biersche Stauungsbinde, aber — wie wir wissen — auch auf seelischem Wege erreicht werden kann. Gerade das Beispiel hysterischer Temperatursteigerung beweist, daß es möglich sein muß, sie vom Gesundheitswillen zu Heilungszwecken auslösen zu lassen. Die Medizin kennt »kalte Abszesse«, die nicht heilen und auf keine Therapie ansprechen. Das fehlende

Fieber stellt einen Mangel an Aktivität des Gesundungswillens dar. Deshalb nutzen alle von außen herangebrachten Heilungsversuche nichts. Wird aber irgendwie der innere Heilungswille geweckt und überhin eine Hyperämie in der kranken Zone erzeugt, dann kann erstaunlich schnell eine Heilung erzielt werden, ohne daß ein »Wunder« geschieht.

Wichtig für die Heilung kann Aufhebung von irgendwelchen Hemmungen und Verkrampfungen sein. Eine heute vielgeübte Methode der Entspannung stellt das sogenannte »autogene Training« dar. Dabei wird vor allem auf Erleichterung des Einschlafens trainiert. Im Schlafe erfolgt die natürliche Regeneration verbrauchter Kräfte. Infolge der meist zu starken Anspannung der Kräfte ist eine allgemeine Erschwerung des Schlafens eingetreten, was wiederum verhängnisvoll wirkt. Vielen Aktivisten von heute gelingt es nicht mehr, am Abend das Triebwerk der Gedanken genügend abzuschalten; ihr Schlaf ist — soweit überhaupt erreicht — oberflächlich und leicht. Es bleibt mithin nach der »Abspannung« eine genügende »Aufspannung« aus. Hier zielt das autogene Training im wesentlichen darauf, aktiv an der Entspannung zu arbeiten, sie durch geduldige, ruhige, willentliche Tätigkeit herbeizuführen, einen tiefen Schlaf und damit eine Gesundung anzuregen[26].

Am weitesten dürfte die Vitalbeherrschung von den Yogis erreicht worden sein. Es wird vertrauenswürdig berichtet, daß Yogis durch ihr »autogenes Training« die Lebenstätigkeit so abzuschalten vermögen, daß sie für den ärztlichen Untersucher als tot gelten. Selbst bis zu Monaten soll solche Abschaltung des Lebens gehen können. Ein Beispiel dafür berichtet Bonniot[27] eingehend.

[26] Vgl. Kurt Weidner, Die Schlaftherapie, 1956.
[27] J. von Bonniot, Wunder und Scheinwunder, 1889, S. 437 (Der lebendig begrabene Fakir).

Ein ähnlicher Bericht über das Lebend-Begrabenwerden eines ägyptischen Fakirs findet sich bei Moufang[28].

Ist damit eine sicherlich erstaunliche Macht des Geistes über den Organismus erwiesen, so darf diese Macht nicht zur Allmacht überspannt werden. Denn auch für die geübteste Autosuggestion gibt es unüberschreitbare Naturgrenzen. Noch niemals hat sich etwa der Tod durch Eigenbemühung des Menschen bannen lassen. Freilich — so muß hier beigefügt werden — behauptet ein fanatischer Sektenglauben, der auf der Macht des menschlichen Gemütes aufruht, Krankheit und Tod seien durch den »Geist« endgültig zu besiegen. Die Sekte trägt die anmaßende Selbstbezeichnung »*Christian Science*«. Sie hat aus der Heilungsmacht des Geistes nicht bloß eine kurzschlüssige pantheistische Weltanschauung, sondern geradezu eine Pseudo-Religion gebildet. Diese amerikanische Sekte bietet an ihrem Beginn das erstaunliche Beispiel des »Wunders einer hysterischen Heilung«, aus dem ein fanatischer Glaube erwächst, der Millionen von »Gläubigen« gefunden hat. Stefan Zweig hat in seinem Buche »Die Heilung durch den Geist«[29] in meisterhafter Weise dieses Werden geschildert. Die amerikanische Farmerstochter Miss Mary Baker war von Kindheit auf ein Mensch mit unerfülltem starken Geltungsdrang, der sich in der Enge ihres Lebens nicht ausleben konnte. Immer lehnte sie ab, die gewöhnlichen Dinge einer Hausfrau zu tun, wie auch ihren eigenen Sohn zu erziehen. Dafür war

[28] Wilh. Moufang, Magier, Mächte und Mysterien. Handbuch übersinnl. Vorgänge und derer Deutung. 1954, S. 353 ff.

[29] Stefan Zweig, Die Heilung durch den Geist. Mesmer: Mary Baker — Eddy. Freud, 1952, S. 135-139. — Es ist bei der ungenügenden Quellenpublikation zum Leben Mary Bakers schwer zu sagen, ob der Bericht von Zweig historisch genau ist. Sicherlich ist er in den Einzelzügen psychologisch verständlich gemacht. Weil er auch so schon ein sehr anschauliches Gegenstück zum echten Wunder ist, bringen wir hier eine eingehende Wiedergabe.

sie viel zu selbstbezogen, als daß sie sich hätte anderen dienend unterordnen können. Statt dessen verstand sie es durch Jahrzehnte hindurch, ihre Umgebung durch ihre labilen »Nerven« zu terrorisieren. Schließlich erlebte sie durch die Behandlung eines Magnetiseurs das »Wunder« ihrer Heilung.

Stefan Zweig gibt eine treffende Darstellung der »Psychologie des Wunders«, wobei freilich hier unter »Wunder« immer das »hysterische Wunder« zu verstehen ist:

»Wie fällt das Blaue am hellichten Tag vom Himmel, wie konnte sich ein solches Wunder ereignen, das aller ärztlichen Regel, aller gesunden Vernunft spottet? Vor allem, meine ich, durch die restlose Bereitschaft Mary Bakers für das Wunder. Wie der Blitz nicht frei aus der Wolke zuckt, sondern eine besondere Geladenheit und polare Gespanntheit der Atmosphäre vorausbedingt, so verlangt das Wunder, um sich zu ereignen, immer eine bestimmte Prädisposition, einen nervös und religiös entzündeten Seelenzustand: nie geschieht ein Wunder an einem Menschen, der es nicht innen längst leidenschaftlich erwartet hätte. Man weiß und hat es gelernt: ›Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind‹, aber auch diese Art geistiger Zeugung erfordert eine Polarität wie jene von Mann und Weib; wenn der Glaube der Vater, so ist gewiß die Verzweiflung die Mutter des Wunders: nur aus der Begattung von schrankenlos gläubiger Erwartung und gleichzeitig völligster Ausweglosigkeit erlangt es auf Erden Gestalt. Mary Baker aber, sie steht gerade damals an jenem Oktobertag 1862 auf dem Tiefpunkt der Verzweiflung: Phineas Quimby war ihr letzter Einsatz, die paar Dollars in der Tasche ihr letztes Geld. Sie weiß, gelingt diese Kur nicht, so gibt es für sie keine Hoffnung mehr. Niemand wird ihr Geld leihen zu neuen Versuchen, hoffnungslos gelähmt wird sie dahinsiechen müssen, allen Menschen unwillkommen, ihrer Familie zur Last und sich selber zum Abscheu. Rettet sie dieser nicht, so rettet sie niemand mehr. Darum beseelt sie jetzt das geradezu dämonische Vertrauen der Verzweiflung, die Kraft aller Kräfte; mit einem Ruck entringt sie ihrem zerrütteten Körper jene elementare Macht der Seele, die Mesmer den Gesundheitswillen nannte. Im letzten: sie wird gesund, weil ihr

Instinkt hier die letzte irdische Möglichkeit erkennt, gesund zu werden; das Wunder geschieht, weil es geschehen muß.

Und dann: bei dieser Probe war die innerste seelische Disposition Mary Bakers endlich einmal blank herausgefordert. Von ihrer frühesten Jugend an hat diese amerikanische Farmerstochter genau wie ihre Ibsensche Schwester auf das ›Wunbare‹ gewartet. Immer hat sie geträumt, durch sie und an ihr müsse sich einmal etwas Außerordentliches ereignen, alle ihre verlorenen Jahre waren nur eine Vorlust gewesen, traumschwelgerischer Vorausgenuß dieses magischen Augenblicks. Von ihrem fünfzehnten Jahre an hat sie sich dem Wahne bereitgehalten, mit ihr habe das Schicksal noch etwas Besonderes vor. Nun steht sie vor der Probe. Humpelt sie lahm zurück, so wird die Schwester sie verlachen, man wird das geliehene Geld zurückfordern, und ihr Leben ist endgültig vertan. Wird sie aber geheilt, so ist ein Wunder an ihr geschehen, ›das‹ Wunderbare, und (Traum der Kindheit schon!) man wird sie bewundern. Alles wird sie sehen und sprechen wollen, endlich, endlich wird sich die Welt für sie interessieren und zum erstenmal nicht wie bisher aus Mitleid, sondern voll bewundernden Aufblicks, weil sie ihre Krankheit auf magische, auf übernatürliche Weise überwunden hat. Von den Tausenden und Tausenden Hilfebegehrender Amerikas, die sich innerhalb von zwanzig Jahren an den Wunderdoktor Quimby wandten, war deshalb vielleicht keine für eine Genesung auf psychischem Wege so sehr vorausbestimmt wie Mary Baker.

Hier fließen also ein redlicher Heilungswille von Seiten des Arztes und ein leidenschaftlicher, ein titanischer Wille, gesund zu werden, von Seiten des Patienten stürmisch zusammen. Deshalb ist eigentlich bei der ersten Begegnung die Genesung bereits vollbracht. Schon wie der ruhige, ernste, freundliche Mann mit seinen grauen befriedenden Augen sie anblickt, schon dies beruhigt sie. Und es beruhigt sie seine kühle Hand, die ihr magnetisch über die Stirn streift, und vor allem beruhigt sie, daß er sich von ihrer Krankheit erzählen läßt, daß der Fall ihn interessiert. Denn Interesse, danach dürstet sie ja, diese ›unverstandene‹ Kranke. Jahrelang war sie's gewohnt, daß alle Menschen ihrer Umgebung mühselig den Gähnkrampf in den Backen verhielten, wenn sie von ihren Gebresten erzählte; nun sitzt ihr zum erstenmal jemand gegenüber, der ihr Leiden ernst nimmt, und es schmeichelt ihrem Ehrgeiz, daß man gerade sie mit einem geistigen Prinzip, von der Seele her, heilen will, daß endlich, endlich also ein Mensch in ihrer mißachteten Persönlichkeit seelische und geistige Kräfte sucht. Gläubig hört sie Quimbys Erläuterungen an, sie trinkt seine Worte in sich, sie fragt und läßt sich fragen. Und über dem leidenschaftlichen Interesse für diese neue, für diese geistige Methode vergißt sie ihre eigene Krankheit. Ihr Körper vergißt, lahm zu sein oder Lahmheit hervorzubringen, ihr Krampfzustand entspannt sich, rascher, röter rollt das Blut in ihren Adern, die Fiebrigkeit ihrer Erregung teilt sich als Vitalitätssteigerung den ermatteten Organen mit.

Aber auch der gute Quimby hat allerhand Grund zu staunen. Gewohnt, daß seine Patienten, meist schwerhüftige Arbeiter und Werkleute, offenen Mundes und offener Seele gutgläubig seiner Suggestion nachgeben, und sobald sie Erleichterung gefunden, ihre paar Dollars hinlegen, ohne weiter an ihn und seine Methode zu denken, sieht er sich plötzlich einer Frau gegenüber, einer besonderen, einer literarischen Frau, einer ›Authoress‹, die mit allen Poren seine Worte inbrünstig in sich saugt, endlich nicht eine dumpfe, sondern eine neugierig passionierte Kranke, die nicht bloß rasch-rasch gesunden will, sondern auch verstehen, warum und wieso sie gesundet . . . Mit dem ihr eigenen Ungestüm bohrt sie sich ein in seine Theorien und Gedanken und saugt aus ihnen eine wilde, eine fanatische Begeisterung. Und eben diese Begeisterung Mary Bakers für die neue Gesundheitskur verschafft ihr eigentlich die neue Gesundheit. Zum erstenmal empfindet diese egozentrische Natur, die an nichts und niemandem hingebenden Anteil nahm, deren Erotik durch ein überhitztes Selbstgefühl verschoben, deren Mutterinstinkt durch überreizten Selbstwillen erdrückt war — zum erstenmal empfindet jetzt Mary Baker eine richtige Leidenschaft, eine geistige Passion. Und eine elementare Leidenschaft erweist sich immer als bestes Ventil für Neurosen. Denn nur weil Mary Baker ihre Nerven bisher nicht in geraden hellen Bahnen zu beschäftigen wußte, nur deshalb beschäftigten sich die Nerven so bösartig mit ihr. Jetzt aber spürt sie zum erstenmal ihre zersprengte, ihre unterdrückte Lebensleidenschaft so völlig in sich zusammengeballt, daß sie keine Zeit mehr hat, an anderes zu denken, keine Zeit also mehr für ihre Krankheit — und

kaum daß sie für ihre Krankheit keine Zeit mehr hat, ist die Krankheit verschwunden. Frei ausstoßend, kann sie jetzt ihre gestaute Lebenskraft entladen in schöpferischem Tun: Mary Baker hat endlich ihre Aufgabe entdeckt in ihrem einundvierzigsten Jahr. Seit diesem Oktober 1862 hat dieses verbogene, verschrobene Leben zum erstenmal Richtung und Sinn.«

Begreiflich ist es, daß diese so plötzlich aufgesprengte, von fanatischer Übertreibung gischtende Begeisterung den Heiler Quimby idealisiert, mit einem religiösen Pathos umkleidet, ja ihn schließlich zu Christus selbst macht. Er spricht, wie nie vor ihm ein Mann gesprochen. Aus ihm spricht die Wahrheit selbst. Dieser Quimby ist es, der den Stein vom Grabe der Wahrheit wegwälzte, damit die Gesundheit auferstehen könne. Er leuchtet als das Licht in der Finsternis. Doch nicht lange wird sich Mary Baker mit solcher Idealisierung genügen. Mit der gleichen Leidenschaft, mit der sie ihren »Heiland« zunächst angebetet hat, wird sie ihn verstoßen. Ihr Eigenwille wird es nicht dulden, einen anderen auf dem Throne zu wissen. Sie wird ihn stürzen und sich selbst auf den freien Thron setzen und nicht eher ruhen, bis sie selbst zum Kultinhalt des neuen Glaubens geworden ist, bis man ihr noch zu Lebzeiten Kirchen baut.

Die Heilung einer Mary Baker läßt sich sehr wohl als »hysterisches Wunder« verstehen. Aber — und das ist die entscheidende Frage — sind alle Wunder dieser Art, oder aber gibt es darüber hinaus echte eigentliche Wunder, die ganz anderer Art sind? Das ist die Frage, um die es uns im folgenden gehen wird.

WUNDERHEILUNGEN IN DER GEGENWART

Immer wieder ist im Evangelium davon die Rede, daß Jesus gebeten wurde, Kindern, Kranken, ja Toten die Hände aufzulegen. Obwohl es seine Jünger abzuwehren versuchten, legte Jesus auf Bitten der Mütter Kindern die Hände auf (Mt 19,13). Einmal brachte man ihm einen Taubstummen und flehte ihn an, er möge ihm die Hand auflegen (Mk 7,32). Ein andermal kam ein Synagogenvorsteher, fiel vor ihm nieder und bat: »Meine Tochter ist soeben gestorben; komm und leg ihr deine Hand auf, so wird sie wieder zum Leben kommen!« (Mt 9,18). Wegen des Unglaubens, dem Jesus in seiner Heimatstadt begegnete, legte er hier »nur« ein paar Kranken die Hände auf und heilte sie (Mk 6,5). Bei Sonnenuntergang brachte man ihm von allen Seiten Kranke mit allen möglichen Gebrechen; er legte allen die Hände auf und heilte sie (Lk 4,40). Seinen Aposteln gab er den ausdrücklichen Befehl, Kranke zu heilen. »Gehet hin und verkündet: Das Himmelreich ist nahe! Heilt die Kranken, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, vertreibt böse Geister!« (Mt 10,8).

Dieser Teil des ausdrücklichen Befehls des Herrn an die Apostel, Kranke zu heilen, ist in der Tätigkeit des Priesters, auf den doch die Aufgabe der Apostel für die heutige Zeit übergegangen ist, so gut wie ganz in Vergessenheit geraten. Der Priester von heute will nur »Seel«-Sorger sein; die Kranken überantwortet er der Medizin. Auch glaubt er kaum noch an die Macht, Kranke durch Handauflegung zu heilen.

Indes ist weder der Glaube an die Macht des Gebetes, insbesondere des Fürbittgebetes, noch die Praxis der Handauflegung erstorben. Dafür legt ein vor wenigen Jahren in London erschienenes Buch sehr beachtliches Zeugnis ab. Es trägt den Titel »Geistliche Heilung. Eine objektive Studie einer beständigen Gnade«[30]. Es stellt sich selbst mit folgender Beschreibung vor:

»Dieses Buch enthält eindrucksvolle und objektive Beweise für die Existenz einer heilenden Macht, die über jene hinausliegt, welche in der menschlichen Tätigkeit des medizinischen Berufes angewandt wird. Die Einsetzung einer Kommission durch den anglikanischen Erzbischof von Canterbury zur Untersuchung dieser Angelegenheit spiegelt das gegenwärtig weitverbreitete öffentliche Interesse an diesem Gegenstande wider. Caradog Jones, ein bekannter Sozialwissenschaftler, hat eine erste Sammlung von zeitgenössischen Heilungsberichten veranstaltet. Er hat Berichte von Leuten gesammelt, welche glauben, von verzweifelten oder hoffnungslosen Erkrankungen geheilt worden zu sein, und zwar entweder als Ergebnis eigenen Betens oder durch Teilnahme an einem ›Heilungs-Gottesdienst‹ oder in einer Klinik von nicht ausschließlich medizinischem Typ.

Der Autor will an seinen Gegenstand streng wissenschaftlich herangehen, ist er doch gewohnt, menschliches Material mit Einsicht und Verständnis zu behandeln und einzuschätzen. Er macht keinen Versuch, sein Material zu dramatisieren; er beschreibt ganz unparteiisch das den Fällen innewohnende Drama.

Neben einem sehr klaren und anregenden Vorwort von Kanonikus Raven enthält das Buch einen gedankenvollen Arzt-Kommentar. Dieser ist von Dr. Burnett Rae geschrieben; er ist behandelnder Arzt am Croydon General Hospital, Facharzt für Psychiatrie und Vizepräsident des Kirchenrates für Heilung. Vom fachärztlichen Standpunkt aus geschrieben bildet der Kommentar einen wertvollen Beitrag und zeigt, wie notwendig in unserer Zeit die Zusammenarbeit von Klerus und Ärzten bei ihren Bemühungen, den leiblich und geistig Kranken zu heilen, ist und wie eng die Beziehungen zwischen Glauben und Vernunft, Wissenschaft und Religion sein sollten.«

Bei Durchsicht der Berichte beeindruckt zunächst die Tatsache, wie tief doch der Glaube an die heilende Kraft des Gebetes, insbesondere des Fürbittgebetes wurzelt. Im Vorwort wird von Theologieprofessor Raven aus Cambridge gesagt, einer der bemerkenswertesten Züge des christlichen Lebens in der Gegenwart sei das Wiederaufleben des christlichen Heilungsdienstes, und das nicht nur bei der »Christian Science«, der von Mrs. Eddy Baker gestifteten Gesundbeter-Sekte. Gottesdienst mit Handauflegung, Zentren »Geistlicher Heilung« und vor allem eine reiche Literatur darüber beweisen, wie sehr heute ebenso wie zur Zeit des Herrn Gesundheit zu den wertvollsten Gaben gezählt wird, die Christus den Menschen gebracht hat. Die heutige Psychologie und Psychiatrie haben einen wenigstens indirekten Beitrag zu diesem Wiederaufleben geleistet. Sehr viele Leute werden schon durch die Berichte von wunderbaren Heilungen wieder der Religion zugeführt. Trotz aller Kritik ist die Überzeugung tief verwurzelt, daß im Glauben Hilfsquellen vorhanden sind, die durch das Gebet wirksam werden.

Die Berichte, die Jones gesammelt hat, stammen von den Geheilten selbst. Wenn auch gelegentlich Ärzte befragt worden sind, fehlt doch die medizinische Doku-

[30] D. Caradog Jones, Spiritual Healing. An Objective Study of a Perennial Grace. Foreword by Canon C. E. Raven and a Doctor's Comment by J. Burnet. London 1955.

mentation. Oft liegen die Heilungen, von denen berichtet wird, schon viele Jahre zurück. Zur Erklärung der Heilung dürfte in vielen Fällen die Annahme genügen, daß die innere, mit dem Gebet verbundene Sammlung einen gebrochenen Gesundheitswillen hat wiederaufleben lassen, womit eine Wende in der Krise eintrat. Indes ist nicht abzustreiten, daß darüber hinaus viele Heilungen berichtet werden, die, so wie sie berichtet sind, die Fähigkeit natürlicher Heilkräfte zu übersteigen scheinen. Die Heilungen selbst beziehen sich einmal auf Krankheiten, die mit dem Nervensystem zusammenhängen, dann auf Entzündungs- und Infektionskrankheiten, weiter auf Frakturen, Stoffwechselkrankheiten und Krebswucherungen. Sicher wird es sich in vielen Fällen um Gebetserhörung handeln, in einzelnen wohl auch um echte Wunder. Indes fehlt in dem Buche — auch der beigegebene ärztliche Kommentar enthält ihn nicht — jeder Ansatz, wirklich wunderbares Geschehen zu verifizieren. Für eine Diskussion dieser Frage sind keinerlei Unterlagen gegeben. Das wird besonders deutlich, wenn man daneben Fälle von wunderbaren Heilungen hält, die für Kanonisationen geprüft wurden, oder Lourdes-Heilungen, die medizinisch diskutiert wurden.

Gegen die rationalistische Zersetzung des Wunderbegriffes hat das Vatikanische Konzil (Sess. 3 can 4) ausdrücklich an der Möglichkeit und Wirklichkeit des eigentlichen Wunders festgehalten: »Wer sagt, Wunder könnten nicht geschehen, deshalb seien alle Wunderberichte, auch die in der Hl. Schrift enthaltenen, unter die Legenden und Mythen zu verweisen; oder die Wunder könnten niemals sicher erkannt werden, und niemals könne durch sie der göttliche Ursprung der christlichen Religion rechtmäßig bewiesen werden, der sei ausgeschlossen«.

Nicht nur der Glaube an das Wunder im eigentlichen Sinne lebt so in der katholischen Kirche weiter, sondern darüber hinaus ist auch der Glaube an besondere Charismatiker lebendig, welche die Gabe der Wunderheilung von Kranken besitzen. Leuret-Bon haben in ihrem Buche »Les Guérisons miraculeuses modernes« (1950) eindrucksvolle Beweise aus der Gegenwart dafür gesammelt. Daß die Kraft zu Wundern auch bei Heiligen der letzten Zeit zu finden ist, dafür bieten die Dokumente aus dem Leben des Heiligen Johannes Don Bosco, die mit großer Gewissenhaftigkeit bereits zu seinen Lebzeiten gesammelt worden sind, viele Belege.

Seit einigen Jahren ist das Grab eines 1898 gestorbenen Mönches im Libanon zum Wallfahrtsort nicht nur für Katholiken, sondern auch für Orthodoxe und Moslems geworden. Es handelt sich um den im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Maroniten-Mönch *Scharbel Machluf*, der als Einsiedler bei dem Kloster Anaya lebte. Seit 1950, als bei einer zweiten Exhumierung der Leib des Toten unverwest gefunden wurde, geschehen in erstaunlichem Maße Heilungen an bisher Unheilbaren, an Gelähmten, Verkrüppelten, Blinden und Tauben. Mehrere hundert Heilungen werden berichtet. Dem mit großer Begeisterung geschriebenen Bericht eines Libanesen sind ärztliche Dokumente, zum Teil sogar im Faksimiledruck, beigegeben[31]. Die Heilungen sollen bereits als Unterlage für eine geplante Kanonisation von der Ritenkongregation geprüft werden.

Während bei der Kanonisation von Martyrern im allgemeinen auf Prüfung von Heilungswundern verzichtet wird, wird sie bei Nicht-Martyrern als Regel verlangt. Die Ritenkongregation, zu deren Zuständigkeitsbereich

[31] Nasri Rizcallah (unter Mitarbeit von Gille Phalbrey), Der wundertätige Mönch von Anaya Scharbel Machluf, 1953.

die Durchführung von Kanonisationsprozessen gehört, legt dabei die von Papst Benedikt XIV. (1740—1758) — vormals Prosper Lambertini — in seinem Werke »De beatificatione et canonizatione servorum dei« gegebenen Regeln zu Grunde. Die Dokumente dieser Prüfungen werden veröffentlicht.

Als Beispiel möge hier genannt werden die »Positio de miraculis« in der Heiligsprechungsangelegenheit des seligen Kapuzinerbruders *Ignatius a Laconi*[32]. In einem stattlichen Band von etwa 420 Seiten sind die Dokumente der Prüfung zweier Heilungen enthalten.

Hier sei ein kurzer Bericht der beiden Heilungen wiedergegeben, ohne im einzelnen dazu Stellung zu nehmen. Das erste Wunder betrifft die augenblickliche und vollständige Heilung von Frau Raphaela Tocco Spiga von unheilbarem Leberkrebs. Im Alter von siebzig Jahren erkrankte Raphaela Tocco, Frau von Aloys Spiga, Familienmutter, die sich bisher immer guter Gesundheit erfreut hatte, während des Septembers 1945; die Schmerzen mehrten sich; sie verlor den Appetit, Erbrechen und Anschwellung des Leibes stellten sich ein. Doktor Pietrangeli stellte als erster die Diagnose auf Leberkrebs. Doktor Ligas bestätigte die Diagnose. Beide Ärzte waren von der ungünstigen Prognose so überzeugt, daß sie keine Heilmittel verschrieben. Am 16. Januar des folgenden Jahres schien jede Hoffnung geschwunden; die Kranke wurde mit den Sterbesakramenten versehen. Am 13. Februar erhielt die Kranke ein Bild des seligen Ignatius und bat den Seligen, ihr Heilung oder einen guten Tod zu erflehen. Sie schlief daraufhin ein, um am nächsten Morgen völlig gesund aus dem Schlaf zu erwachen. Sie konnte aufstehen, essen und die häuslichen Arbeiten

[32] Sacra Rituum Congregatione — Calaritana — Canonizationis B. Ignatii a Laconi Confessoris Laici Professi Ordinis Fratrum Minorum Capuccinorum — Positio super miraculis. Roma 1950.

verrichten. Seitdem ist sie nach den Zeugenaussagen immer guter Gesundheit gewesen. Allgemein sah man in der plötzlichen Heilung ein Wunder. Zwecks Untersuchung wurden drei Heiler, die Geheilte selbst, andere Zeugen, im ganzen vierzehn vernommen, und zwar über die Natur der Krankheit, die Anrufung des Seligen wie über die Augenblicklichkeit und Vollständigkeit der Heilung. Um noch auftauchende Zweifel klarzustellen, beauftragte das Ärztekollegium der Ritenkongregation Doktor V. Lo Bianco mit ergänzenden Nachforschungen. Die Ergebnisse wurden am 23. November eingereicht und als die Angelegenheit völlig aufklärend anerkannt.

Das zweite Wunder ist die augenblickliche und vollständige Heilung von Gratia Corroni von schwerer fibrös-käsiger Peritonitis (Bauchfellentzündung). Anfang Oktober 1936 stellten sich bei der sechzehnjährigen Gratia Corroni Leibschmerzen ein, die nicht nachließen. Diarrhöe und Fieber kamen zeitweise hinzu. Ohne ärztliche Betreuung wurde das Mädchen immer kränker. Erst 1940 stellte Doktor Murgia eine chronische Appendizitis (Wurmfortsatzentzündung) fest. Trotz Operation bestanden die gleichen Beschwerden fort. Bei einem Hustenstoß öffnete sich die Operationswunde und schied eitriges Sekret aus. Im Jahre 1943 wurde tuberkulöse Peritonitis und Gallenblasenentzündung festgestellt. Schließlich erkrankte sie noch an Darmentzündung und Pottschem Übel (tuberkulöser Wirbelentzündung). Trotz aller Heilversuche verschlimmerte sich die Krankheit so, daß man mit ihrem Ableben rechnete. Im Januar 1947 wurde sie mit den Sterbesakramenten versehen. Am 27. August früh um 8 Uhr erwartete man den Tod. Da schlummerte sie ein, sah den seligen Ignatius, der sie stärkte. Am selben Tag mittags 13.30 Uhr wurde sie

plötzlich gesund, erhob sich vom Bett, begab sich in die Kirche, um Gott und dem seligen Ignatius zu danken. Dann suchte sie das Krankenhaus auf; der dortige Arzt stellte ihre völlige Genesung fest. Allgemein sah man auch in dieser Heilung ein Wunder. Zwecks Untersuchung der langwierigen und komplizierten Krankheit wurden neun Ärzte, die Geheilte selbst, ihr Vater, eine leibliche Schwester und andere Verwandte befragt. Vierzehn Hauptzeugen und sechs Hilfszeugen wurden vernommen. Zwei Fachleute haben nach Untersuchung die vollständige Heilung vor Gericht bezeugt. Auch in diesem Falle wurde von Rom zur Zerstreuung verbleibender Zweifel eine Nachuntersuchung durch zwei Fachleute angeordnet, die durchgeführt und deren Ergebnis als befriedigend anerkannt wurde.

Wunderheilungen werden in der Gegenwart weiterhin besonders von bestimmten Heiligtümern gemeldet. Im Zusammenhang mit diesen Heiligtümern haben sich medizinische Institutionen gebildet, deren Aufgabe die Überprüfung von Heilungen ist. Solche ärztliche Prüfungsinstitutionen befinden sich am irischen Wallfahrtsort Knock, dem portugiesischen Wallfahrtsort Fatima und dem italienischen Wallfahrtsort Loretto. Bereits Montaigne berichtete eine Heilung in Loretto; sie werden noch aus der Gegenwart gemeldet und ärztlich überprüft. Einen raschen Aufschwung hat in den letzten Jahrzehnten der portugiesische Wallfahrtsort Fatima genommen. Schon vor einigen Jahren sprach die »Voz de Fatima«, das amtliche Organ des Heiligtumes von insgesamt 800 Heilungen, die als wunderbar angenommen wurden[33].

Jedoch ist zu sagen, daß weder die Heilungsberichte von Kanonisationsprozessen, noch die von einzelnen Thaumaturgen, noch die Berichte von Heilungen an den Wallfahrtsorten Loretto, Knock und Fatima wissenschaftliche Diskussion in dem Ausmaße erfahren haben, wie dies bei den Heilungen, die mit dem südfranzösischen Wallfahrtsort *Lourdes* zusammenhängen, der Fall ist. Diese Heilungen sind zum Gegenstand einer langen und eingehenden Diskussion geworden. Nach anfänglich grundsätzlicher Ablehnung durch die naturalistische Wissenschaft der Zeit haben sie sich doch mehr und mehr Anerkennung erzwungen. Dabei sind die Methoden der Beobachtung und der Diskussion dieser Heilungen wesentlich verfeinert worden. An dieser Diskussion haben sich namhafte Mediziner beteiligt. Eine Reihe von Dissertationen für und wider sind erschienen. Aber auch die religiös-theologische Seite des Wunders, vor allem die Frage des Glaubens an die Wunderheilungen und ihr religiöser Sinn ist in neuer Beleuchtung behandelt worden.

[33] Diese Angaben sind entnommen dem Buche von Leuret-Bon, Les Guérisons miraculeuses modernes, 1950.

DIE UNTERSUCHUNG VON WUNDERHEILUNGEN

Als Jesus Christus an einem Sabbat einen Blindgeborenen geheilt hatte, wurde diese Heilung von den Pharisäern zum Gegenstand einer strengen Befragung gemacht. Wiederholt wollten sie von dem Geheilten selbst den Hergang beschrieben haben, ließen die Eltern des Geheilten rufen, um die Identität der Person des Geheilten mit dem blindgeborenen Sohn bezeugt zu erhalten und um zu erfahren, wie er sehend geworden sei. Bei der Untersuchung, wie sie das neunte Kapitel des Johannesevangeliums eingehend schildert, geht es indes nicht um eine völlige sachliche Erhebung des Tatbestandes. Vielmehr steht dem Großteil der Pharisäer das Ergebnis bereits von vornherein fest. »Wir wissen, daß dieser ein Sünder ist!« (Jo 9,24) — also kann er keine Wunder wirken. Doch stellt gerade die rigorose Untersuchung von allen Seiten die Tatsache der außerordentlichen Heilung außer Frage. Dem Geheilten, der von der Synagoge ausgestoßen wird, wird seine Heilung Anlaß, zum Glauben an Jesus Christus als an des Menschen Sohn zu gelangen. Vor den Pharisäern hatte er das mutige Wort gesprochen: »Das ist nun wirklich sonderbar, daß ihr nicht wißt, woher er ist — und er hat mir doch die Augen aufgetan! Es ist gewiß, daß Gott auf Sünder nicht hört, sondern wenn einer Gott fürchtet und seinen Willen tut, auf den hört er. Noch nie hat man vernommen, daß jemand einem Blindgeborenen die Augen geöffnet hätte; wenn dieser nicht von Gott wäre, brächte er nichts zustande« (Jo 9,31-33). Als der Geheilte nachher Jesus

wieder begegnet und dieser ihn nach dem Glauben fragt, fällt er Christus zu Füßen und erklärt ihm seinen Glauben mit den Worten: »Ich glaube, Herr!« (Jo 9,38). Daraufhin spricht Christus ein sehr wichtiges Wort: »Zur Scheidung bin ich in diese Welt gekommen: die Nichtsehenden sollen sehen, und die Sehenden sollen blind werden.« Einige zuhörende Pharisäer fragten sich: »Sind wir etwa auch blind?« Jesus gab zur Antwort: »Wäret ihr nur blind, so hättet ihr keine Sünde — nun aber sagt ihr: ›Wir sehen!‹ — so bleibt es bei eurer Sünde.«

Bereits an dieser ersten Untersuchung einer Wunderheilung tritt deutlich zutage, daß es hierbei nicht um rein sachliche, persönlich unbeteiligte Feststellung von Tatsachen geht, vielmehr die persönliche Haltung ausschlaggebende Bedeutung besitzt, inneres Geöffnetsein und Wille zur Anerkenntnis unerläßlich sind. Dabei können religiös sehr beachtliche Gründe sogar zunächst gegen die Deutung der Heilung als Wunder sprechen, wie für die Pharisäer die Tatsache, daß die Heilung am Sabbat geschieht, was Jesus wiederholt tut und wodurch er den »strengen« Pharisäern als Übertreter des Sabbatgebotes erscheint. »Wunder« dienen darum zur Scheidung der Geister. Es ist ganz im Sinne der Worte des Herrn, wenn Pascal einmal meint, Wunder dienten mehr zur Verdammnis der Nichtgläubigen als zur Gewinnung von Gläubigen. Jedenfalls handelt es sich bei der ganzen Frage »Wunder« nicht allein um historische und medizinische Tatsachen, sondern auch um die eigenartige subjektive Bereitheit, eine bestimmte religiöse Sinndeutung aufzunehmen, um den »Glauben« daran, womit noch nicht »Glaube« im theologischen Sinne gemeint ist.

Zur Zeit Christi und der Apostel wandten sich die Wundertaten des Herrn und der Apostel direkt an die einzelnen Miterlebenden; diese wurden durch das Erleb-

nis zu einer inneren persönlichen Glaubensentscheidung aufgerufen. Es ist der »gesunde Menschenverstand«, der über das Außergewöhnliche urteilt und daraus seine Schlüsse zieht. »Solange die Welt steht, hat man noch nicht gehört, daß jemand einem Blindgeborenen die Augen geöffnet hat« (Jo 9,32). »Ist dies aber an mir geschehen durch einen mir unbekannten Mann, so kann dies nur ein von Gott Gesandter sein, dem der Allmächtige seine Macht zur Verfügung gestellt hat« — so schließt der Geheilte weiter. Dabei finden wir nirgendwo eine Andeutung dafür, daß dem Einzelnen ein Urteil über den Wundercharakter eines außergewöhnlichen Ereignisses nicht zustehe, dies vielmehr Sache der geistlichen Obrigkeit, etwa des Sanhedrins (Synedriums) sei. Durch Jahrhunderte hindurch ist es dem Ernst und der Gewissenhaftigkeit des Einzelnen, seiner Urteilsfähigkeit überlassen geblieben, außergewöhnliche Ereignisse als Wunder zu glauben oder nicht.

Seit dem Trienter Konzil ist hierin eine neue Lage geschaffen worden. Nachdem bereits die französischen Theologen ein Gutachten abgegeben hatten dahingehend, daß Wunder nur nach Prüfung durch den Bischof anerkannt werden sollten, hat das Dekret des Konzils vom 3. Dezember 1563 eine eigene Bestimmung über Prüfung neuer Wunder durch den Bischof aufgenommen. Sie lautet: »Es sind keine neuen Wunder zuzulassen . . ., außer durch ausdrückliche Anerkennung des Bischofs. Dieser soll, wenn er von solchen Nachricht erhalten hat, den Rat von Theologen und frommen Männern einholen und dann so verfahren, wie er meint, daß es der Wahrheit und der Frömmigkeit entspreche. Sofern es darum geht, einen zweifelhaften und schwierigen Abusus abzustellen, oder wenn überhaupt eine schwierige Streitfrage darüber entsteht, so soll der Bischof, bevor

er in der Kontroverse eine Entscheidung trifft, die Ansicht des Metropoliten und der Bischöfe der gleichen Provinz einholen, doch so, daß ohne Rat des Papstes nichts Neues und in der Kirche bislang Ungewohntes beschlossen werde.«[34]

Wie C. M. Henze wohl mit Recht annimmt, handelt es sich bei der Bestimmung über Anerkennung neuer Wunder um eine Bestimmung disziplinären Charakters. Welche Wirkungen hat diese Bestimmung gehabt? Henze sagt dazu: »Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Uns ist kein Buch bekannt, wo sie behandelt würde, und was im besonderen das deutsche Sprachgebiet betrifft, so kennen wir keinen Fall, wo ein Diözesanbischof oder ein Provinzialkonzil ein Wunder *positiv* gutgeheißen hätte.«[35]

Anders steht es in den romanischen Ländern. Hier wird die bischöfliche Autorität in der Proklamierung von Wundern tatsächlich praktiziert. Am eingehendsten ausgebaut ist das Prüfungsverfahren beim Ärztlichen Untersuchungsbüro von Lourdes. Es besteht seit dem Jahre 1883 und hat in den letzten Jahren einen beachtlichen Ausbau erfahren. Geleitet wird es von einem ständigen Präsidenten (gegenwärtig Dr. Pelissier; der erste Leiter war Saint-Maclou, er wurde von Boissarie [† 1917] abgelöst, dem Dr. Le Bec folgte; Dr. Marchand, Vallet und Leuret waren weitere Präsidenten). Neben einer kleinen Gruppe von Fachleuten, die in den Wallfahrtszeiten ständig anwesend sind, können sich alle vorübergehend in Lourdes anwesenden diplomierten Ärzte an den Untersuchungen beteiligen. Jährlich sind es

[34] Übers. nach dem Text in: Concilium Tridentinum (Große Ausgabe der Görres-Gesellschaft), IX, 1078 f.

[35] C. M. Henze, Neue Wunder. Wer hat das Recht, ein neues außerordentliches Geschehen als Wunder zu bezeichnen? in: Freiburger Zeitschr. f. Phil. u. Theol., Bd. 1. 1954, S. 416.

ungefähr 1500 Ärzte, die meist mit Wallfahrten kommen und sich als Besucher im Ärztebuch des Büros eintragen. Darunter befinden sich Fachärzte aller Richtungen. Es sind keineswegs nur Katholiken zugelassen. Es kommen ebenso Protestanten, Juden, Muselmanen, Buddhisten, Heiden, Agnostiker. Sie haben alle grundsätzlich gleiches Recht.

Das ganze gegenwärtig übliche Verfahren zur Untersuchung von Heilungen ist kurz folgendes. Die Leitung der französischen Pilgerzüge verlangt von den Kranken bei ihrer Anmeldung die Einsendung medizinischer Atteste über ihre Krankheit. Sie werden vom Begleitarzt des Pilgerzuges nach Lourdes mitgenommen. Stellt sich ein angeblich Geheilter dem Ärztebüro vor, so wird er von den gerade anwesenden Ärzten untersucht; über den Befund wird ein Protokoll aufgenommen. Gewöhnlich leitet der Begleitarzt des Pilgerzuges, dem der Geheilte angehört, die Untersuchung. Er liefert die mitgebrachten Unterlagen für ein über den Fall anzulegendes Aktenstück ab und erhält den Auftrag, für Überwachung des Zustandes des Geheilten zu sorgen. Der Geheilte selbst wird aufgefordert, sich nach Ablauf eines Jahres zur Nachuntersuchung zu stellen. Begreiflicherweise kommt wegen der kostspieligen Reise nur ein kleiner Teil der Geheilten dieser Aufforderung nach. Von den Fällen, die sich nach Ablauf eines Jahres zur Nachuntersuchung stellen, wird gewöhnlich nur bei weniger als der Hälfte ein erstes Urteil: »Natürlich nicht erklärbar!« abgegeben.

Zur Überprüfung dieses ersten Urteils wurde 1947 eine zweite Instanz eingerichtet, und zwar die »Commission Médicale Nationale« mit Sitz in Paris. Seit wenigen Jahren ist diese Nationale Kommission zu einer Internationalen erweitert worden. Sie umfaßt (1956)

36 Mitglieder aus zehn Ländern. Die Franzosen stellen zwanzig; darunter befinden sich zwei Mitglieder der Medizinischen Akademie, ein Direktor eines Fakultätslaboratoriums, ein Abteilungsdirektor der Stiftung Curie, vier Krankenhauschirurgen von Paris, zwei Krankenhausärzte von Paris, der Präsident des Ärztebüros von Lourdes, einer der Präsidenten der St. Lukas-Gilde, ein Geistlicher von Paris, der zugleich Doktor der Medizin ist. Deutschland, Belgien, Spanien, Großbritannien, Irland, Italien, die Niederlande sind mit je zwei Mitgliedern vertreten; Luxemburg und die Schweiz entsenden je einen Vertreter. Alle diese auswärtigen Mitglieder sind namhafte Mediziner.

Die Kontrollinstanz überprüft die von der ersten Instanz als natürlich nicht erklärbaren Heilungen und läßt dabei einen großen Teil als nicht ganz sicher fallen. Durchschnittlich werden von ihr im Jahre nur ein oder zwei Fälle als medizinisch unerklärbar anerkannt. Dieses Verfahren bietet die denkbar beste Gewähr für das endgültige Urteil. Das positive Urteil der zweiten Instanz wird dem Bischof des Geheilten übergeben, der von sich aus eine kanonische Kommission mit der Aufgabe betraut, die Heilung daraufhin zu überprüfen, ob nach den obwaltenden Umständen ein übernatürliches Eingreifen anzunehmen ist. Hierbei werden die von Papst Benedikt XIV. in seinem Traktat »De servorum dei beatificatione et canonizatione« (1747) gegebenen Richtlinien zugrunde gelegt. Lautet das Urteil dieser kanonischen Kommission ebenfalls günstig, so kann der Bischof des Geheilten eines Tages die Proklamation erlassen, daß diese bestimmte Heilung als wunderbar anzusehen ist. Bezeichnend ist es, daß von den mehreren tausend registrierten Heilungen in Lourdes bisher im ganzen nur etwa fünfzig von der kirchlichen Autorität

als »Wunder« anerkannt worden sind. Weiterhin ist es bezeichnend, daß m. W. bisher keine einzige deutsche Heilung diese Anerkennung durch die kirchliche Autorität gefunden hat. Lediglich eine österreichische Heilung ist analog den Anerkennungen in den romanischen Ländern vom Erzbischof von Wien anerkannt worden. Im Jahre 1950 wurde in Lourdes die Wiener Tänzerin Gertrud Fulda von schwerer Insuffizienz der Nebennieren (Addisonscher Krankheit) geheilt. Im April 1955 erklärte Kardinal Innitzer diese Heilung für wunderbar. Mit diesem einen Ausnahmefall haben sich die Bischöfe der germanischen Länder begnügt, ihre Autorität negativ durch Abweisung unechter Wunder geltend zu machen.

Für die Beurteilung der Heilungen von seiten der Wissenschaft ist es wesentlich, zu beachten, daß die Kirche nur einen sehr kleinen Prozentsatz — man sagt, nur etwa ein Prozent — als wirkliche Wunder anerkannt hat. Über die anderen Heilungen hat sie kein definitives Urteil abgegeben. In der Polemik ist diese Tatsache vielfach nicht berücksichtigt worden. So verfällt die polemische Kritik oft in den Fehler, alle Heilungen auf gleiche Ebene zu stellen, als ob sie alle als Wunder anerkannt wären, dann die am schwächsten gesicherten anzugreifen und von da aus alle in einem verdächtigen Lichte erscheinen zu lassen. Einen derartigen völlig unsachlichen Vergleich enthält die Dissertation von Valot[36].

[36] Thérèse et Guy Valot, Lourdes et Illusion. 3. ed. 1957, p. 11: La chute catastrophique du nombre des miracles. — Mit der Schrift von Valot setzt sich kritisch auseinander: A. Deroo, Lourdes Cité des miracles ou marché d'illusions, deutsch: Lourdes Stadt der Wunder oder Jahrmarkt der Illusionen (Bibl. Ekklesia Bd. 6) 1958. Im Vorwort dieser Schrift, das vom Bischof von Tarbes und Lourdes stammt, heißt es: »Niemals, seit beinahe 100 Jahren, hat man, um das Antlitz von Lourdes zu entstellen, so viel an Vorurteilen, an Böswilligkeit und an Irrtümern zusammengetragen .... Diese Doktorarbeit — auch wenn sie von einer Prüfungskommission angenommen wurde — ist eine Herausforderung der Wahrheit«.

Hier ist von dem katastrophalen Absturz der Heilungs-Zahl in den letzten Jahrzehnten die Rede, womit der Eindruck erweckt werden soll, als ob mit dem stärkeren Eindringen der kritischen Wissenschaft das Wunder wie Schnee vor der Sonne dahinschmelze. Indes sind die miteinander in Vergleich gebrachten Zahlen falsch gewählt, da für die ersten Jahrzehnte des Wallfahrtsortes Lourdes alle berichteten Heilungen mit den wenigen von allen drei Instanzen anerkannten Heilungen der jüngsten Zeit verglichen werden. Tatsächlich sind auch in den ersten Jahrzehnten des Bestehens des Wallfahrtsortes nur ganz wenige ausgesuchte Heilungen von der kirchlichen Autorität als Wunder anerkannt worden. Nicht Zahl und Häufigkeit sind übrigens für den Wundercharakter entscheidend. Ein einziger kritisch gesicherter Fall würde zum Nachweis des Wunders genügen. Wenn auch an einem bestimmten Wallfahrtsort aus irgendwelchen Gründen Wunderheilungen zum Versiegen kämen, so würde das gar nichts gegen das Wunder an sich ausmachen. Übrigens, käme es dahin, so besteht die Tatsache, daß andere Wallfahrtsorte dafür neu eintreten und dort ein Anwachsen von Heilungen festzustellen ist. Aus diesem Grunde besagen statistische Erhebungen, vor allem wenn sie nicht sauber durchgeführt sind, für das Wunder an sich gar nichts.

*

Wie lassen sich Wunderheilungen untersuchen?

Im Jahre 1918 schrieb der Physiker Caspar Isenkrahe ein Buch mit dem vielsagenden Titel »Experimental-Theologie — Behandelt vom Standpunkte eines Naturforschers«. In einer Zeit, wo sich alles vor dem Experiment als der exaktesten wissenschaftlichen Methode verneigte, wo sich eine »Experimental-Psychologie« von

der alten Philosophie löste und Selbständigkeit verlangte, wo man sogar daran ging, eine experimentelle Religionspsychologie zu schaffen, konnte es kaum ausbleiben, daß sich ein wohlmeinender Naturforscher fand, der sich darum bemühte, auch die Theologie endlich durch Anwendung der experimentellen Methode zum Range einer mit den übrigen naturwissenschaftlichen Disziplinen gleichgeachteten Wissenschaft zu erheben. Doch es ist bezeichnend, daß Isenkrahe die zweite Auflage seiner Schrift[37] mit einer Selbstverteidigung gegen die ihn mißverstehenden Kritiker beginnen mußte. Diese Kritiker hatten im wesentlichen eingewandt, daß Theologie als Wissenschaft von Gott mit ihrem Objekt nicht in der Weise experimentieren könne, wie es die Physik mit schweren Körpern, Licht und Elektrizität zu tun vermag.

Jean Lhermitte, der Pariser Psychiater, der in den letzten Jahren meistens den Sitzungen der Internationalen Kontrollkommission zur Überprüfung der Heilungen von Lourdes präsidierte und der wohl als bester Fachmann auf diesem Gebiete gelten kann, berichtet in seinem Buche »Le problème des miracles« (1956), daß einer seiner Freunde, ein hervorragender Mediziner und ein unbedingt ehrlicher Mann, das Ansinnen, Leiter des Ärzte-Büros (wohl in Lourdes) zur Untersuchung von Wunderheilungen zu werden, ablehnte. Zur Begründung gab er nachher an: »Wäre ich Kontrolleur von Wunderheilungen geworden, so hätte es keine Wunder mehr gegeben« (S. 130). Nicht, daß dieser Mediziner das Wunder geleugnet hätte in der vielfach verbreiteten rationalistischen Meinung, Wunder gebe es nur für den naiven Laien, während es sich für den Fachmann als zwar

[37] C. Isenkrahe, Experimental-Theologie. Behandelt vom Standpunkt eines Naturforschers, 2. Aufl., 1922.

außerordentliches, im Grunde aber doch natürliches und darum verständliches Geschehen erweise. Vielmehr befürchtete er, als experimenteller Wissenschaftler folgender Versuchung zu erliegen: Mit dem ganzen Rüstzeug heutiger Laboratoriumsmedizin dem Wunder so zu Leibe zu rücken, daß er Scharen von Mitarbeitern aufgefordert hätte, massenhaft Reihenuntersuchungen an Kranken durchzuführen, Dokumente davon anzulegen und die Untersuchten dann serienweise an den Wallfahrtsort zu schicken, um allenfalls eintretende Wunderheilungen auf diese Weise kontrollieren zu können. »Wahrscheinlich aber«, so erklärte er, »würden bei diesem Experiment gar keine Wunder geschehen. Gott läßt sich nicht versuchen. Er würde seine Hand zurückziehen.«

Lhermitte fügt hinzu: »Wir legen Wert darauf zu bemerken, daß dieser hervorragende Mediziner der vollkommenste Christ war, den ich je getroffen habe und sicher auch einer der mutigsten. Schließlich, daß dieser Wissenschaftler, Verfasser von neuropathologischen Facharbeiten, welche die Erprobung durch die Zeit überstanden haben, sich als Gläubigen und entschiedensten Verteidiger der Echtheit von Wunderheilungen erwiesen hat. Seiner Meinung nach hätte das oben angedeutete Verfahren den Versuch bedeutet, ein ›Gottesurteil‹ herauszufordern, was einerseits ungehörig ist und anderseits zur Weigerung Gottes geführt hätte, weiterhin Wunder zu wirken. Bemerken möchte ich noch, daß diese Auffassung zugleich der Haltung von Jesus Christus entspricht, von dem das Evangelium sagt, daß er vor Ungläubigen und Feindseligen keine Wunder wirkte.«

Hiermit ist sehr treffend die Rolle der Wissenschaft hinsichtlich des Wunders angegeben. Sie kann mit ihm nicht experimentieren, weil es sich nicht willkürlich hervorrufen läßt. Sie kann sich immer nur nachträglich dar-

um bemühen, als wunderbar geltende Heilungen zu verifizieren. Das bereitet freilich oft große Mühe. Vielfach stellt die Nachuntersuchung Lücken der Beweisführung fest, die sich nicht mehr gutmachen lassen. In solchen Fällen muß auf ein endgültiges Urteil verzichtet werden.

Einige Beispiele für die Schwierigkeit der Verifizierung von wunderbaren Heilungen seien hier angeführt. Im November des Jahres 1948 wurde in Regensburg ein kanonischer Prozeß zur Prüfung der Heilung von Frau M. S. aus N. von multipler Sklerose durchgeführt. Diese Frau war siebzehn Jahre hindurch gelähmt gewesen und schließlich durch Anrufung von Vinzenz Pallotti von ihrem Leiden geheilt. Die Heilung wurde als wunderbar anerkannt und der Seligsprechung von Vinzenz Pallotti zugrunde gelegt. Fünf Ärzte, die nach Eidesleistung ihr Gutachten abgaben, hatten die Kranke in der jahrzehntelangen Krankheit behandelt. Und doch befand sich unter ihnen kein neurologischer Fachmann. Erst nach der Heilung wurde Frau M. S. einem Neurologen und Psychiater vorgestellt, der ihren Gesundheitszustand begutachtete. Ein Neurologe wird immer gegen die Diagnose »Multiple Sklerose« von Nichtfachärzten ein gewisses Mißtrauen bewahren.

Nachträglich nicht aufzufüllende Beobachtungslücken weist auch der berühmte Fall von Pieter de Rudder auf. Dieser belgische Gartenarbeiter hatte im Jahre 1867 durch einen fallenden Baumstamm eine Doppelfraktur des linken Unterschenkels erlitten. Nach einem Jahre Bettruhe war der Zustand unverändert: reichliche, fötide Sekretion der Unterschenkelwunde, an deren Grund die zwei Zentimeter voneinander entfernten, gegeneinander freibeweglichen Schienbeinfragmente sichtbar waren. Ein drei Zentimeter langes Sequester war gelegentlich entfernt worden. Acht Jahre hindurch blieb der Zustand unverändert. Amputation lehnte der Patient ab. Am 7. April 1875 wurde de Rudder bei einer Wallfahrt nach Oostacker in der Nähe von Gent (wo sich eine Nachbildung der Lourdes-Grotte befand) plötzlich so geheilt, daß die Fragmente zusammengewachsen, die Wunden am Unterschenkel und Fuß sofort geheilt waren und sofortiges Gehen ohne Krücken möglich wurde. Die Heilung wurde an den folgenden Tagen durch die behandelnden Ärzte bestätigt.

In einer kritischen Untersuchung sagt Franz Lothar Schleyer: »Der ›Fall de Rudder‹ ist einer der am gründlichsten studierten von allen Lourdes-Fällen, im ganzen haben sich mehr als hundert Ärzte teils behandelnd, teils nachuntersuchend, teils kritisch-literarisch mit ihm beschäftigt. Eine 1903 herausgegebene Broschüre von Deschamps (›Un Miracle Contemporain‹) entfesselte in Belgien, Deutschland und Österreich einen hitzigen Federstreit, ferner wurde der Fall in der Mailänder Medizinischen Gesellschaft in einer fünfstündigen Sitzung (am 11. 1. 10) diskutiert, schließlich bildete er — ebenso wie der Fall Rouchel — den Anlaß zu einem Beleidigungsprozeß.«[38]

Professor Cuénot, von Lhermitte als hervorragender Fachmann bezeichnet, gesteht, hinsichtlich der Heilung von Pieter de Rudder in großer Verlegenheit zu sein angesichts der Tatsache, daß zwei Berichte in wesentlichen Einzelheiten auseinandergehen, denen man beiden die unbedingte Ehrlichkeit nicht absprechen kann. So wird wohl dieser berühmte Fall nie ganz geklärt werden.

Einen weiteren Beleg für die gleiche Schwierigkeit führt Lhermitte an. Ein erwachsener Mann litt seit Jah-

[38] Franz Lothar Schleyer, Die Heilungen von Lourdes. Eine kritische Untersuchung, 1949, S. 115.

ren an Magen-Leberstörungen. Sein Zustand verschlimmerte sich, die Prognose schien düster. Bei einem Probebauchschnitt zeigte sich eine große Krebswucherung der Gallenblase, die der Innenseite und dem Colon transversum aufsaß, mit einem enormen Drüsenbefall unter dem Pankreas. Dem sehr erfahrenen Chirurgen erschien der Fall völlig hoffnungslos. Wegen des Risikos von Blutungen erschien ihm selbst die Vornahme einer Biopsie untunlich, zumal ihm an der Diagnose kein Zweifel zu bestehen schien. Durch Auflegen einer Reliquie der heiligen Theresia vom Kinde Jesu wurde dieser Kranke völlig geheilt. Einige Jahre später konsultierte der Patient den gleichen Chirurgen wegen ähnlicher Störungen. Ein erneuter Eingriff zeigte folgenden Tatbestand: Alle neoplastischen Massen, welche die Gallenblase und die Leber bedeckt hatten, und deren Ausläufer sich über das Peritoneum und die Lymphknoten unter dem Pankreas erstreckt hatten, waren vollständig resorbiert. Die Gallenblasenwand war glatt und frei; sie schloß nur einen großen Stein ein. Ohne Schwierigkeit wurde die Gallenblase entfernt, worauf der Patient völlig von seinem Leiden befreit war. Auch hier erscheint natürlich nachträglich die unterbliebene Biopsie für die Verifizierung der Heilung als Kunstfehler, der nicht mehr gutzumachen ist.

Doch nicht alle Wunderheilungen leiden an solchen Beobachtungsmängeln. Freilich sind »Beobachtungen fast in Form eines Experimentes« (P. Goret), die auch für den kritischen Fachmann keine wesentlichen Mängel aufweisen, nur in geringer Zahl vorhanden.

AUS DER GESCHICHTE DER MEDIZINISCHEN DISKUSSION DER LOURDES-HEILUNGEN

An die Heilungen von Lourdes knüpft eine sehr eingehende Diskussion von seiten medizinischer Kreise an, die bedeutsame, bei uns leider noch unbekannte Ergebnisse zu Tage gefördert hat. Darum sei hier ein charakteristischer Ausschnitt aus dieser Diskussion referiert.

Den in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich mehrenden Presseberichten von Heilungen in Lourdes erstanden Gegner und Prüfer von Format, die sich nicht scheuten, die Frage mehr und mehr anzugehen. Zu nennen sind hier der Psychiater Charcot, der Psychotherapeut Bernheim, der Physiologe Alexis Carrel und der Psychiater Jean Lhermitte.

Noch heute hat der Name von *Charcot* Klang. Er gilt als der Begründer der medizinischen Psychologie, welche die Probleme des Unbewußten erkannt und die Neurosen mit Mitteln psychischer Therapie angegangen hat. Damit ist er zum Vater der Psychoanalyse geworden. Dieser Pionier der therapeutischen Psychologie lehnte jede Konzession an die Übernatur ab, war aber doch interessiert und weitherzig genug, um Jahr für Jahr Kranke von der Salpêtrière in Pilgerzügen nach Lourdes mitzuschicken. Unter dem Eindruck der Erfahrungen änderte er in etwa seine Ansicht. Im Jahre 1884 gab er nur Heilungen von nervösen oder funktionellen Störungen hysterischen Ursprungs zu. Später aber betrachtete er die Hysterie für schuld an allen organischen Leiden, die in Lourdes geheilt werden. Seine wiederholt zum Ausdruck gebrachte Meinung ist in folgendem, einem

Artikel mit dem Titel »La foi qui guérit« entnommenen Abschnitt enthalten: »Man kann in Lourdes nur Nervenkrankheiten heilen sehen; der Beweis scheint erbracht für Kontrakturen, Lähmungen; sie können ohne Durchbrechung der Naturgesetze heilen. Jedoch macht man großen Lärm um die Heilung von Tumoren und Wunden, die — scheint es — gängige Münze im Bereiche der Wundertherapie sind. Wenn bewiesen wäre, daß diese Tumoren und diese Wunden auch hysterischer Natur sind, so wäre es mit dem Wunder zu Ende.«[39]

Zur Stütze seiner Theorie, daß Tumoren hysterischen Ursprungs durch die Kraft religiösen Glaubens geheilt werden können, beruft sich Charcot auf den Fall von Fräulein Coirin. Diese Dame war 1716 zweimal vom Pferde gestürzt. Beim zweiten Sturz fiel sie mit der Brust auf einen Steinhaufen. Vor Schmerz wurde sie ohnmächtig. Drei Monate später entzündete sich die Brust, wurde hart und verfärbte sich blau. Es bildete sich eine Wunde mit einer eingezogenen Vertiefung. Zugleich wurde die ganze linke Seite gelähmt. Ein Landchirurg empfahl Umschläge, aber Tumor und Eiterung dauerten an. In diesem Zustande verblieb Fräulein Coirin bis zum Jahre 1731. In diesem Jahre machte eine fromme Frau am Grabe des Diakon François Pâris († 1727) in Paris, das zu einer jansenistischen Wallfahrtsstätte geworden war, wo viele Frauen in Konvulsionen gerieten, eine Novene für die Kranke und brachte ihr etwas Erde vom Grabhügel mit. Nach Auflegung dieser Erde begann sich die Wunde zu schließen. Doch brauchte das »Wunder« der Heilung, wie Charcot ausdrücklich bemerkt, 24 Tage bis zur Vernarbung der Wunde. Erst nach 48 Tagen war

[39] Charcot, La foi qui guérit, in: La Revue Hebdomadaire 2. XII 1892, nach: Fr. Boissarie de l'Épine, Lourdes. Médecine et Guérisons 1952, p. 20

die Lähmung soweit zurückgegangen, daß die Kranke einen Wagen besteigen konnte. Charcot sieht in Coirin eine Hysterikerin und versteht es, die lange Dauer der Krankheit wie die Heilung als psychogen bedingte Erscheinungen zu erklären.

Doktor Boissarie, der etwa 25 Jahre lang Leiter des ärztlichen Untersuchungsbüros in Lourdes war, blieb Charcot die Antwort auf diese Aufstellungen nicht schuldig. Zuerst wies er darauf hin, daß Charcot Lourdes überhaupt nicht kenne. Dann, schrieb er treffend, ist eine nervöse Wunde eine so seltene Sache, daß Charcot kein Beispiel dafür aus seiner großen Praxis anzuführen weiß, sondern bis auf das Jahr 1731 zurückgreifen muß, um ein Beispiel dafür zu finden. Und eine so ausgefallene Sache, daß sie ein Chirurg kaum einmal zu Gesicht bekommt, soll nun in Lourdes von unerhörter Häufigkeit sein, denn angeblich trifft man hier nur nervöse Wunden. Müßten nicht zudem die Mediziner von Lourdes, wie alle anderen Mediziner, die das Vorhandensein von Wunden bescheinigen, die auf Karies, Nekrosen, Skrofulose, Krebs und andere organische Krankheiten zurückgehen, geradezu von Blindheit geschlagen sein, wenn sie alle nicht fähig sein sollten, die wahre Natur der Wunden zu erkennen? Jedermann weiß, daß für das Abheilen einer Wunde in 24 Tagen und eine Rekonvaleszenz von sechs Wochen wunderbare Kräfte nicht erforderlich sind. Ganz anders aber steht es mit den Heilungen von Lourdes, die einmal nicht Jahrhunderte zurückliegen, sondern unter unseren Augen erfolgen und so eindeutig wie möglich sind.

Als Gegenbeispiel für die von Charcot angeführte Heilung von Fräulein Coirin weist Boissarie auf die Heilung von Joachime Dehant aus Gesve (Belgien) hin, die am 13. September 1878 im Alter von 29 Jahren ge-

heilt wurde. Mit 17 Jahren war sie an Typhus und pustulösem Gesichtsausschlag erkrankt, nachher sehr schwach (»Kachexie«). Seitdem hatte sie ein 32 cm langes, 15 cm breites, tiefes, zwei Drittel des lateralen Umfanges der rechten Wade einnehmendes, stark eiterndes, zuletzt gangränöses Geschwür. Das Knie war steif; außerdem bestand rechts Hüftgelenkluxation. Nur mit Krücken vermochte sich die Kranke fortzubewegen. Der Knochen war nekrotisch und fragmentiert. In einer Tasse hatte die Kranke Knochenstücke gesammelt! Sie wog vor der Heilung 27 Kilo. Da sie in der Nacht nach der Ankunft in Lourdes vor Schmerzen nicht schlafen konnte, stand sie des Nachts auf, um zur Grotte zu gehen. Noch in der Nacht nahm sie ein erstes Bad. Beim zweiten Bade um 9 Uhr blieb sie 27 Minuten im Wasser. Ihre Schmerzen waren so groß, daß sie — wie sie nachher erklärte — sich »nicht enthalten konnte, mit den Zähnen zu knirschen und auf die Zunge zu beißen.«[40] Hatte der Druck auf den Verband nach dem ersten Bade unerträgliche Schmerzen verursacht, so blieb dieser Schmerz nach dem zweiten Bade völlig aus. Eine Pflegerin nahm den Verband ab und stellte eine völlig neue Haut über der vernarbten Wunde fest. Beim Bade am nächsten Tage wurde sie von heftigem Schmerz geschüttelt; die Knochen aller Glieder schienen ihr zu krachen. Der entstellte Fuß nahm normale Gestalt an; das gekrümmte Bein entspannte sich. Von da an konnte sie ohne Krücken gehen und folgte eine Stunde später der Lichterprozession wie alle anderen Pilger. Sie erreichte später ein Gewicht von 75 Kilo und pilgerte während ihres weiteren Lebens mehr als sechzig Mal nach Lourdes. Sie starb im Jahre 1924.

[40] Boissarie, Die großen Heilungen von Lourdes. 2. deutsche Ausgabe v. Baustert, Ausg. A, 1902, S. 159.

Um dem immer wieder verbreiteten Gerücht, Joachime Dehant habe zwölf Jahre hindurch Komödie gespielt, Einhalt zu gebieten, sah sich schließlich das Ärztebüro veranlaßt, die Augenzeugen unter Eid vernehmen zu lassen. Zwei Belgier, der Arzt Dr. Royer und Professor H. S. Deploige von der Universität Löwen, befragten 1893 den behandelnden Arzt der Geheilten, ihre Nachbarn, die Mitfahrenden, die Hotelbesitzer, wo sie in Lourdes abgestiegen war, doch nicht ihre Eltern und Verwandten. Alle Zeugen wurden an ihrem Wohnort befragt, ohne Möglichkeit, sich untereinander zu verständigen. Die Befragung kam zu folgendem Ergebnis: »Zwei Tatsachen scheinen durch diese Untersuchung genügend festzustehen. Erste Tatsache: Das Vorhandensein einer Wunde bei Joachime Dehant wenigstens bis zum 12. September 1878, 10 Uhr abends, wenn nicht bis morgens, den 13. Diese Wunde bedeckte fast das ganze rechte Bein vom Knie bis zum Knöchel, hatte das Fleisch bloßgelegt, war uneben, rot, stellenweise schwärzlich und ekelhaft anzusehen, sie schied viel Eiter aus, verbreitete einen üblen Geruch, konnte gemäß einem ärztlichen Zeugnis nicht in 13 Tagen auf natürlichem Wege heilen und zeigte auch keine Spuren von Besserung. Zweite Tatsache: Das vollständige Verschwinden derselben Wunde und deren Ersetzung durch eine neue und gesunde Haut, vom 13. September 1878 morgens an oder doch wenigstens von 9 oder 10 Uhr abends an« (Boissarie S. 168 f.). Offensichtlich liegt die Heilung von Joachime Dehant auf völlig anderer Ebene als die Heilung von Fräulein Coirin und kann mit Suggestion in keiner Weise erklärt werden.

Charcot rühmte sich, er könne in der Salpêtrière mit Hilfe der Suggestion Wunder wirken. So könne er auf Wunsch im Mariemmonat eine nervöse Lähmung bei

einer Kranken (Etcheverry) verschwinden lassen. Als Antwort darauf schied Boissarie in seiner »Histoire Médicale de Lourdes« zunächst einmal unbarmherzig jede Heilung aus, bei der irgend ein Verdacht auf suggestive Beeinflussung erhoben werden könnte. Wenn Charcot behauptete, durch Suggestion nervöse Lähmungen heilen zu können, so schlug ihn Boissarie auf dem eigenen Gebiet dadurch, daß er Charcots Behauptungen eine Heilung einer Patientin entgegenstellte, an der Charcot in der Salpêtrière sechs Jahre hindurch vergeblich seine Künste erprobt hatte, die jedoch in Lourdes geheilt wurde.

Es handelt sich um Céleste Mériel, 34 Jahre alt, die aus der Salpêtrière mit einem vom 18. Juni 1888 datierten Attest von Doktor Falret kam, auf dem es hieß, sie leide an Taubstummheit und ihr Zustand verhindere einen Wohnungswechsel. 1878 verheiratet, war Céleste Mériel zwei Jahre später eines Morgens bewußtlos in komatösem Zustand, die linke Seite gelähmt, den Mund stark verzogen, aufgefunden worden. In einer unglücklichen Ehe scheint sie unausgesetzt unter Vernachlässigung durch ihren Mann gelitten zu haben. Später erfolgte Scheidung. Ihre Gesundheit war tief erschüttert; der erste Anfall führte schließlich zu einer bleibenden Lähmung, die allen Heilversuchen trotzte. 1882 kam sie vom Krankenhaus Necker als Unheilbare in die Salpêtrière zu Charcot. Zwei Jahre später verlor sie auf Grund eines neuen Anfalles den Gebrauch der Sprache. Eine beidseitige Mittelohrentzündung mit starker Eiterung führte zu einer Durchbohrung beider Trommelfelle. Sie wurde ganz taub. In diesem Zustand verblieb sie sechs Jahre in der Salpêtrière, auf alle mögliche Weise ohne Ergebnis behandelt. Wiederholt wandte man auch Hypnose an, was aber bei ihrer Taubstummheit wenig Sinn hatte. In diesem Zustand kam sie nach Lourdes. In dem Krankenhaus, in dem sie Aufnahme fand, hielt man sie für idiotisch. Ihre Blicke schweiften wirr umher und vermochten keinen Eindruck zu halten. Man trug sie zur Grotte und zur Piszine. Nach dem ersten Bade erhob sie sich, legte ihre Krücken ab und ging ohne Unterstützung zum Krankenhaus. Dort gab sie Zeichen der Freude über ihre Besserung von sich, die jedoch ohne Echo blieben, weil sie mit den anderen keinen menschlichen Kontakt gefunden hatte. Nach dem zweiten Bade erhielt sie den Gebrauch der Sprache wieder. Im Ärztebüro gab sie in einem ununterbrochenen Monolog einen Bericht von ihrer Krankheit. Wegen ihrer Taubheit konnte man sie nur schriftlich fragen. Angesichts des ungenügenden mitgebrachten Zeugnisses von zwei Zeilen war eine Stellungnahme unmöglich. Martin, früherer Chefarzt der Taubstummenklinik von Paris, untersuchte eingehend ihre Ohren und konnte Perforation der Trommelfelle, Veränderungen und Aufblähungen der Ränder feststellen. Am nächsten Tage stellte sich Céleste Mériel wieder dem Ärztebüro und vermochte sich nun nicht nur geschickt auszudrücken, sondern auch korrekt zu hören, obwohl die Perforation der Trommelfelle weiter bestand. Das Ticken einer Taschenuhr vermochte sie aus dreißig Zentimeter Entfernung zu hören. Ohne Anstrengung antwortete sie auf das Kreuzfeuer der an sie gestellten Fragen. Ihre Lebhaftigkeit, Intelligenz und Gewandtheit des Ausdrucks überraschten. Die Atmosphäre der toten Lebenden, der Idiotin ohne menschlichen Kontakt, war von ihr genommen. Diese Heilung einer Patientin Charcots selbst, bei der alle Hypnose nichts gefruchtet hatte, zeigt die Überlegenheit von Lourdes, wo jeder Versuch einer hypnotischen Einflußnahme unterbleibt. Dennoch ist von Lourdes aus nie-

mals der Versuch gemacht worden, diese Heilung als Wunder hinzustellen.

Bernheim, das Haupt der Schule von Nancy, erkennt die Echtheit der Tatsachen von Lourdes an, wenn er auch ihren übernatürlichen Charakter leugnet. »Die Heilungen, die man ›wunderbar‹ nennt« — sagt er —, »beruhen nicht immer auf Erfindung, es sind Heilungen durch Suggestion, welch letztere die Unwissenheit des einen für Wunder, der Skeptizismus der anderen für Betrug ausgibt.«[41] Er hält die Einsicht in den wohltätigen Einfluß der Phantasie auf Empfindungen, spontane Bewegung und vegetative Prozesse für eine wertvolle Erkenntnis moderner Physiologie und Medizin. Daß insbesondere religiöse Suggestion und Autosuggestion in Form eines unbedingten Vertrauens auf die Hilfe Gottes über die Einbildungskraft günstige Vorbedingungen für Heilerfolge zu schaffen vermag, ist leicht einzusehen. So kann Bernheim behaupten: »Alle Wunder rühren von der menschlichen Phantasie her« (a. a. O. S. 15). Freilich — auch das weiß und gesteht Bernheim —, sobald es sich nicht um hysterische Lähmungen und Funktionsstörungen des Nervensystems handelt, sondern um offene Wunden, Knochenbrüche, Krebsgeschwüre, Aussatz und dergleichen, vermag auch die lebhafteste Phantasie des Kranken nichts mehr auszurichten. Ausdrücklich erklärt er, daß die Suggestion »nicht neu herstellen kann, was einmal zerstört ist« (S. 157), daß sie »Mikroben« nicht tötet, die Tuberkeln nicht verkalken macht, keine Magengeschwüre zur Vernarbung bringt, daß Psychotherapie »weder eine Entzündung lösen, noch die Entwicklung eines Tumors oder einer Sklerose aufhalten kann« (S. 143). Sobald geschichtlich feststände,

[41] H. Bernheim, Neue Studien über Hypnotismus, Suggestion und Psychotherapie, 2. Aufl., deutsch 1892, S. 34.

daß sich ein offenes Geschwür im Augenblick schließt, daß Krebs oder Aussatz ohne Rückfall plötzlich verschwinden, ein komplizierter Knochenbruch sofort heilt, dann wäre es medizinisch gewiß, daß hierfür psychische Kräfte nicht als ausreichende Ursache in Anspruch genommen werden könnten. Denn der natürliche Heilungsvorgang, selbst wenn ihn ärztliche Behandlung leitet, braucht unbedingt Zeit, oft lange Zeit, sofern überhaupt bei meist »unheilbaren« Krankheiten noch eine Heilung zu erwarten ist. Die Frage nach der Ausschaltung des »Faktors Zeit« spielt seitdem eine wichtige Rolle in den Erörterungen, ob bestimmte Heilungen als Wunder anzusprechen sind oder nicht.

Charcot hatte gemeint, es erübrige sich, Heilungen von organischen Leiden in Lourdes nachzuprüfen, da es solche nicht geben könne. Bernheim ging einen Schritt weiter und anerkannte bereits die sachliche Beurteilung der Heilungen in Lourdes. Er sagt: »Die Beobachtungen von wirklichen Heilungen in Lourdes sind in Ehrlichkeit gemacht und von gewissenhaften Leuten bestätigt. Die Tatsachen existieren; nur die Deutung ist irrig.«[42]

Doch erst *Alexis Carrel* war es, der den Mut finden sollte, sich als Wissenschaftler den Tatsachen von Lourdes selbst zu stellen. Seinem persönlichen Mut ist zum guten Teil der Durchbruch in der öffentlichen Meinung zu verdanken.

Als junger Arzt und Prosektor an der medizinischen Fakultät seiner Heimatstadt Lyon überragte er schon damals unverkennbar seine Alters- und Studiengenossen durch die Weite seines Geistes. Vor allem interessierte er sich für die Fragen einer allgemeinen Pathologie. Früh sollte er sich durch gewisse chirurgische Erfindungen

[42] Bernheim, Traité de la suggestion appliqué à la Thérapeutique, zit. nach A. Vallet, La Vérité sur Lourdes et ses guérisons miraculeuses, 1944, p. 32.

einen Namen machen. Er berichtet von sich selbst, daß ihn die experimentelle Naturforschung wie die Schärfe deutscher Kritik derart in den Bann gezogen hatten, daß er der Überzeugung war, außerhalb der positiven Methoden der exakten Naturwissenschaften gebe es überhaupt keine wissenschaftlich ernst zu nehmende Gewißheit. In Gläubigen sah er naive Kinder oder engstirnige Fanatiker. Er selbst kam bald auf den Standpunkt eines duldsamen Skeptizismus, dem jeder Fanatismus nach jeder Seite hin fern lag. So konnte er auch den Mut aufbringen, sich ernsthaft mit so verschrieenen Dingen wie Lourdes-Heilungen abzugeben. Zwar glaubte er darin höchstens Wirkungen der Autosuggestion erblicken zu können. Immerhin hielt er sie auch dann schon wissenschaftlicher Beachtung wert. Er war überzeugt, daß jene Heilungen, von denen gewisse Blätter immer wieder berichteten, auf ganz natürliche Weise zustande kommen müßten. In dieser Meinung gab er einer jungen Kranken mit einem kalten tuberkulösen Abszeß an der rechten Hüfte, der seit Monaten allen Behandlungsversuchen der Klinik getrotzt hatte, den Rat, nach Lourdes zu gehen, um die Kraft der dort ausgeübten Suggestion zu erproben. Die Kranke kam geheilt zurück. Carrel hatte den Mut, auf Befragen seiner Professoren zu seinem Tun zu stehen und die Tatsache der Heilung zu melden. Sie ist »vollständig geheilt. Keine Spur mehr von Eiterung. Lourdes hat in einigen Tagen Erfolg gehabt, wo ich seit Monaten scheitere . . ., ich erkläre nicht . . ., ich diskutiere nicht. Ich stelle keine Hypothesen auf, ich gebe keine Deutung. Ich melde Ihnen nur die Tatsache. Das ist alles! Und der Mechanismus . . .?« — »Zwecklos, weiter darüber zu reden«, unterbrach der Professor den Assistenten und schnitt ihm das Wort ab. »Mit solchen Ideen, glaube ich Ihnen sagen zu können, haben Sie unter uns nichts zu

suchen. Die Fakultät von Lyon wird Ihnen niemals die Tore öffnen.« — »Wenn es so steht, gehe ich meiner Wege«, kam die prompte Antwort[43].

Bald sollte Carrel eine sich ihm bietende Gelegenheit ergreifen, um als Begleitarzt eines Pilgerzuges Lourdes-Heilungen an Ort und Stelle zu beobachten. Wider alles Erwarten erlebte er die Heilung einer Kranken, die an tuberkulöser Peritonitis litt und von der ein noch hinzugezogener Arzt kurz vor der Heilung erklärte, sie liege in Agonie. Carrel hat dieses Erlebnis in der bekannten Schrift »Le Voyage de Lourdes« beschrieben, die aus dem Nachlaß herausgegeben und inzwischen auch ins Deutsche übersetzt ist[44]. Ferdinand Sauerbruch hat über Carrel in seiner saloppen Art gespöttelt, er sei vorschnell auf ein Wunder hereingefallen[45]. Doch muß er Carrel sehr oberflächlich gelesen haben. Denn Carrel hat sich in keiner Weise von dem Erlebnis überrumpeln lassen, sondern seine kritische Haltung bewahrt. Er war freilich tapfer genug, sich Tatsachen zu stellen, welche andere in grundsätzlicher Ablehnung ignorieren, um sie ableugnen zu können. Die Haltung, mit der er an Lourdes heranging, hat er in folgenden Sätzen niedergelegt: »Bisher hat man es abgelehnt, das, was sich in Lourdes abspielt, wissenschaftlich zu prüfen. Warum soll man dies nicht versuchen? sagte er sich. Wenn die Heilungen nur auf Einbildung beruhen, hat man eben etwas verlorene Zeit daran gewandt. Liegen aber greifbare Erfolge vor, so würde sich ein Tatbestand ergeben, der aller Beachtung

[43] Nach August Vallet, Mes conférences sur les guérisons miraculeuses de Lourdes[4], 1937, p. 21 f.

[44] Alexis Carrel, Le Voyage de Lourdes suivi de Fragments de Journal et de Méditations. 44mille Paris 1949 — Deutsche Übersetzung: Das Wunder von Lourdes. Mit Tagebuchblättern und Aufzeichnungen aus dem Nachlaß v. F. Jaffé, 1951.

[45] Ferdinand Sauerbruch, Das war mein Leben, in: Revue Nr. 14, 1952, S. 21.

wert wäre. Wir wissen vom biologischen Standpunkte über diese Erscheinungen so gut wie nichts. Um so weniger haben wir das Recht, auf Grund von Gesetzen, die wir keineswegs gründlich kennen, einfach alles in Abrede zu stellen. Die katholische Presse schreibt der Einwirkung von Lourdes wundersame Heilkraft zu. Man sollte diese Behauptungen unvoreingenommen prüfen, so wie man Patienten im Krankenhaus untersucht oder im Laboratorium experimentiert. Ergibt sich, daß Betrug oder Irrtum vorliegt, hat man die Pflicht, die Öffentlichkeit zu warnen. Sollten aber die Heilungen wider alles Erwarten echt sein, würde man Zeuge eines höchst bemerkenswerten Vorganges werden. Man könnte dadurch sehr wichtigen Zusammenhängen auf die Spur kommen.«[46]

Entsprechend diesem von ihm aufgestellten Grundsatz hat Carrel gehandelt. Zwar bäumte er sich mit aller Energie gegen das ihn überwältigende Erlebnis der Heilung einer Sterbenden unter den eigenen Augen auf, lehnte vor allem eine Schlußfolgerung auf die Ursachen hin ab, um seinem zunächst positivistischen Standpunkt treu zu bleiben. Zwar bedauerte er es, in die ganze Wunderangelegenheit verwickelt zu sein, doch war er ehrlich genug, einen in die Einzelheiten gehenden Bericht des Geschehnisses zu geben, von dem Boissarie erklärte, er sei ein Muster der Unparteilichkeit und Sachlichkeit. Lehnte er es auch ab, von seinen Denkgrundsätzen Abschied zu nehmen, so veröffentlichte er nach seiner Rückkehr in der Presse einen Bericht, der heftigen Widerspruch hervorrief, nicht nur von seiten antiklerikaler Radikalsozialisten, sondern auch von einem Kleriker selbst, den der zurückhaltende Ton seiner Darlegungen nicht befriedigte. So sah er sich zwischen zwei Feuer gestellt, ging aber unbeirrt seinen Weg weiter. Vor allem entfesselte die medizinische Welt gegen ihn einen derartigen Lärm von Polemiken, daß ein Chef, der ihm noch am meisten gewogen war, riet, den zu heiß gewordenen Boden zu verlassen.

[46] Alexis Carrel, Le Voyage de Lourdes, p. 6 f.

Carrel vertauschte seine Heimat mit Nordamerika und wurde am Rockefeller-Institut im Jahre 1912 für seine Arbeiten über das Nähen von Blutgefäßen und die Erhaltung aus ihrem Organismus herausgenommener lebender Gewebe mit dem Nobel-Preis ausgezeichnet. Das hinderte ihn nicht, dem Problem der Lourdes-Heilungen nachzugehen. Das 1935 erschienene Werk »L'homme, cet Inconnu« sollte die Synthese seines Forschungslebens darstellen. Die deutsche Übersetzung trägt den Titel »Der Mensch, das unbekannte Wesen«. Darin versucht er eine moderne Summe des Wissens vom Menschen zu geben, wobei sein positivistischer Standpunkt noch deutlich hervortritt. Doch auch hier tritt er ausgesprochen für die Tatsächlichkeit der Wunderheilungen ein. Er sagt: »Es handelt sich da um unverrückbare, nicht zu verkleinernde Tatsachen, die man in Rechnung stellen muß. Der Verfasser weiß wohl, daß Wunder für die wissenschaftliche Rechtgläubigkeit etwas ebenso Fernliegendes sind wie die Erscheinungen der Mystik. Die Erforschung dieser Dinge ist noch heikler als die Beschäftigung mit Telepathie und Hellsehen; die Wissenschaft hat aber eben das gesamte Gebiet des Wirklichen zu durchforschen. Der Verfasser hat die charakteristischen Merkmale der Wunderheilungen ganz ebenso kennenzulernen versucht wie die normalen Heilmethoden, und zwar schon seit dem Jahre 1902, zu einer Zeit also, wo es für einen jungen Arzt noch schwierig und für seine künftige Karriere gefährlich war, sich mit solchen Dingen abzugeben. Heute kann jeder Arzt die nach Lourdes ge-

brachten Patienten beobachten und die im Ärztlichen Büro geführten Krankenberichte nachprüfen. Lourdes ist der Mittelpunkt einer aus zahlreichen Mitgliedern bestehenden internationalen medizinischen Gesellschaft. Es gibt auch eine langsam anwachsende Literatur über Wunderheilungen, und die Ärzte interessieren sich doch etwas mehr für diese ungewöhnlichen Tatsachen. In der Medizinischen Gesellschaft zu Bordeaux sind mehrere Fälle berichtet worden, und das Komitee für Medizin und Religion an der New Yorker Akademie hat kürzlich einige seiner Mitglieder nach Lourdes entsandt, um seine Untersuchungen über diesen wichtigen Gegenstand zu beginnen.«[47]

Aus seiner Biographie erfahren wir, daß er sich vier Jahre hintereinander (1909—1912) Mitte August, zur Zeit der jährlichen großen Nationalpilgerfahrten, bei denen sich am meisten Heilungen ereignen, nach Lourdes begab. Im Jahre 1910 erlebte er, daß ein blindgeborenes Kind von achtzehn Monaten auf den Armen einer Krankenpflegerin sein Augenlicht erhielt. Sein Wissensdurst drängte ihn, die Pflegerin, die er am Abend des gleichen Tages wieder traf, aufs genaueste nach den Einzelheiten auszufragen. Diese Begegnung wurde für ihn schicksalshaft. Die junge Witwe sollte später seine Lebensgefährtin werden.[48]

In dem Buche »Der Mensch, das unbekannte Wesen« hat Carrel die Summe eines reichen Forscherlebens, das sich unter ungewöhnlich günstigen Verhältnissen entfalten konnte, zusammengetragen. »Beinah jeder Satz«, sagt er in der Vorrede, »in diesem Buche gibt die Frucht langwieriger Arbeit eines Wissenschaftlers wieder, die Frucht eines geduldigen Forschens, oft eines ganzen,

[47] Alexis Carrel, Der Mensch, das unbekannte Wesen, 1950, S. 204.
[48] Robert Soupault, Alexis Carrel, 1873—1944, p. 90 ff.

dem Studium eines einzelnen Problems geweihten Lebens. Um knapp sein zu können, hat der Verfasser riesige Beobachtungsmassen in aller Kürze zusammenfassen müssen« (Ausg. List, S. 10). Nach dem Urteil von August Vallet[49], einem früheren Präsidenten des Ärzte-Büros, gelten diese Sätze auch für seinen Bericht über Wunderheilungen. In präziser Knappheit beschreibt er geradezu klassisch den Tatbestand.

Der Bericht über die Wunderheilungen lautet: »Im 19. Jahrhundert . . . hieß es allgemein nicht nur: Wunder gebe es nicht, sondern: es könne sie gar nicht geben. Wie die Gesetze der Thermodynamik ein Perpetuum mobile unmöglich machen, so stehen die physiologischen Gesetze dem Wunder entgegen — das ist immer noch die Auffassung der meisten Physiologen und Ärzte. Zieht man aber die in den letzten fünfzig Jahren beobachteten Tatsachen in Betracht, so kann diese Auffassung nicht aufrechterhalten werden. Die bedeutendsten Fälle von Wunderheilung hat das Ärztliche Büro in Lourdes aufgezeichnet. Unsere gegenwärtige Auffassung vom Einfluß des Gebetes auf pathologische Schädigungen gründet sich auf die Beobachtung von Patienten, die beinahe von einem Augenblick zum anderen von den verschiedensten Gebrechen geheilt wurden, zum Beispiel von Bauchfelltuberkulose, kalten Abszessen, Knochenhautentzündung, eitrigen Wunden, Lupus, Krebs usw. Der Heilvorgang selber unterscheidet sich im einzelnen nur wenig. Oft tritt ein heftiger Schmerz auf, sodann ein plötzliches Gefühl der Heilung. In ein paar Sekunden oder Minuten, längstens in einigen Stunden vernarben die Wunden, die pathologischen Symptome verschwinden, der Appetit kehrt wieder. Zuweilen vergehen die

[49] A. Vallet, Mes conférences sur les guérisons miraculeuses de Lourdes[4], 1937, p. 21 f.

funktionellen Störungen, bevor noch der anatomische Schaden geheilt ist. Die Skelettentartungen der Pottschen Krankheit, die krebsigen Drüsen können noch zwei oder drei Tage vorhanden sein, nachdem die hauptsächlichen Schäden schon behoben sind. Was das Wunder vor allem charakterisiert, ist eine ungeheure Beschleunigung der organischen Heilvorgänge: die anatomischen Schäden vernarben zweifellos in viel kürzerer Zeit, als man es normalerweise gewöhnt ist. Die einzige unerläßliche Voraussetzung des Geschehens ist das Gebet. Dabei ist es nicht notwendig, daß der Patient selber betet. Er braucht nicht einmal religiös gläubig zu sein; es genügt, wenn jemand in seiner Nähe im Zustand des Gebetes ist. Das sind Tatsachen von höchster Bedeutung; sie erweisen die Wirklichkeit gewisser, ihrem Wesen nach noch unbekannter Verwandtschaften zwischen den psychischen und den organischen Vorgängen. Auch die objektive Bedeutung der seelischen Energien ist damit bewiesen, von denen Hygieniker, Ärzte, Erzieher und Soziologen fast nie wissenschaftlich etwas haben wissen wollen. Hier öffnet sich dem Menschen eine neue Welt.« (S. 121 f)

So vorzüglich die knappe Zusammenfassung der Tatsachen hier ist, so darf doch ein innerer Widerspruch in den Beurteilungen der Wunderheilungen am Anfang und am Schluß nicht übersehen werden. Heißt es am Anfang, die Auffassung, es könne keine Wunder geben, könne nach den in den letzten fünfzig Jahren beobachteten Tatsachen nicht mehr aufrechterhalten werden, so deuten die letzten Sätze darauf hin, daß Carrel hier noch als naturalistischer Positivist spricht, der Wunder keineswegs »Wunder« im eigentlichen Sinne sein läßt, sondern es Wirkung seelischer Energien nennt, die bislang wissenschaftlich nicht beachtet waren. Demnach wären

»Wunder« nur solche in einem sehr relativen Sinne, nur insofern, als bei ihrem ersten Bekanntwerden unser Verwundern hervorgerufen wird. Doch können späteren Generationen solche Ereignisse einmal als etwas völlig Natürliches gelten. Immerhin hat sich Carrel des näheren nach der Art jener »seelischen Energien« gefragt, die als einzige Voraussetzung von Wunderheilungen zu gelten haben. Es ist das Gebet. Das Eigentümliche dabei ist, daß es nicht notwendig ist, daß der Patient selber betet. Ja, er braucht nicht einmal religiös gläubig zu sein. Es genügt, wenn jemand in seiner Nähe im Zustand des Gebetes ist — wobei übrigens »in der Nähe« ein sehr dehnbarer Begriff ist.

Läßt sich das Gebet als natürlich wirkendes Agens denken? Diese Frage hat Carrel Jahrzehnte beschäftigt. Wird es als seelische Wirkkraft gefaßt, dann kann sie doch nur dort wirksam werden, wo die Möglichkeit seelischer Erregung und Beeinflussung besteht. Geheilt werden aber nicht bloß bewußte Beter, sondern auch Bewußtlose, die sich bereits in der Agonie befinden. Geheilt werden zudem auch kleine, geistig noch nicht erwachte Kinder, die den Sinn des Betens zu begreifen überhaupt noch nicht in der Lage sind. Bei diesen ist es unerfindlich, wie Beten als seelische Energie wirken sollte. Weiterhin wirkt jede Naturkraft mit einer in der Natur des Agens liegenden regelmäßigen Notwendigkeit. Anders beim Gebet der Heilungsuchenden. Nicht die aufgewandte seelische Intensität, nicht die Menge der Mitbetenden, nicht die Dauer und Tiefe der Meditation noch sonst eine variable Eigenschaft läßt sich in sinnvolle Beziehung zu dem erreichten Erfolg setzen. Vielmehr sind alle diese Eigenschaften ohne jede Gewähr für Erfolg. Dieser ist völlig irrational, menschlichem Berechnen restlos entzogen, greift da einen heraus, über-

geht Tausende, stellt sich gelegentlich gehäuft ein, um nachher wieder für längere Zeit ganz auszusetzen. Nur dann, wenn der jedem immanentistischen Denken versperrte Sinn des Betens als der angenommen wird, der er wirklich ist und als der er vom Betenden gemeint wird, als das vertrauensvolle Anrufen und Hilfesuchen bei dem persönlichen lebendigen Gott, aus dem alles Sein quillt, von dem es sinnvoll durchwaltet wird, findet das Heilungswunder seine Sinndeutung als Gottes persönliche Antwort, der nach seiner uns unerforschlichen Wahl Erhörung verweigert oder gewährt.

Nach langen Beobachtungen und Überlegungen hat Carrel selbst schließlich diesen Schluß gezogen und sagt in seiner letzten Schrift mit dem Titel »La Prière« das die Lösung des Rätsels bietende Wort: »Tout se passe, comme si Dieu écoutait l'homme, et lui répondait«[50] — »Alles vollzieht sich so, als ob Gott den Menschen erhörte und ihm Antwort gäbe«. Wir wissen, daß Carrel für sich persönlich die weittragenden Folgerungen aus dieser Einsicht gezogen hat. Fulton Oursler berichtet von einer »unvergeßlichen Unterredung«, die er mit Alexis Carrel gehabt hat und sagt: »Er hat vorbehaltlos an die Heilungen geglaubt.«[51]

Den Schlußstein unter diese mit Charcot einsetzende, über Bernheim und Carrel führende Entwicklung setzt der heutige Pariser Psychiater Professor *Jean Lhermitte*, Mitglied der Akademie der Medizin. Als Fachmann ist er nüchterner Empiriker; sein großes Ideal ist Claude Bernard. In dem Vorwort zu der Dissertation von Françoise Boissarie de l'Épine trifft er seine magistrale Entscheidung. Es heißt hier: »Was die Aktion des Geistes

[50] Alexis Carrel, La Prière 1944, zit. nach: Leuret-Bon, Les Guérisons miraculeuses modernes, 1950, p. 262.

[51] Fulton Oursler, Lourdes größtes Wunder; dtsch. v. S. Schneider, 1957, S. 11.

auf den kranken Leib betrifft, die man übrigens seit Hippokrates kennt, so gibt es in Lourdes psycho-somatischen Einfluß ebenso wie anderswo. Daran kann kein medizinisch gebildeter Geist zweifeln. Aber das kann man nun feststellen, daß dieser Glaube an die unmittelbare Heilung unfähig ist, die ›Tatsachen von Lourdes‹ zu erklären, wie man am Ende des letzten Jahrhunderts gemeint hat. Die wirklich wunderbaren Heilungen, die übrigens Ausnahmefälle sind, fallen nicht in den Bereich der Wissenschaft. Die Wiederherstellung von nervi optici oder von zerrissenen Nerven des plexus brachialis erscheint für jeden Biologen als völlig unerhörte Sache, genau so wie die Auferweckung eines Toten, der bereits in Verwesung übergegangen ist oder die augenblickliche Heilung eines Blindgeborenen oder eines von Geburt an Taubstummen.«[52]

[52] Françoise Boissarie de l'Épine, Lourdes. Médecine et Guérisons. Préface du Professeur Jean Lhermitte de l'Academie de Médecine, Paris, 1952, p. 8 f.

ANERKANNTE HEILUNGEN

Für unseren Zweck genügt es, einige Proben von anerkannten Heilungen zu bringen. Selbst davon können wir die Krankheits- und Heilungsberichte nicht mit allen Einzelheiten wiedergeben. Wir begnügen uns bei dem ersten mit der Angabe so vieler Einzelheiten, daß ein sachliches Urteil möglich ist.

Die erste Heilung berichten wir nach dem Dekret des Erzbischofs von Aix vom 31. Mai 1949[53]. Darin heißt es:

Im August 1938 kam mit der Wallfahrt der Erzdiözese Aix ein knapp vierjähriges, blindes und an allen vier Gliedmaßen gelähmtes Kind nach Lourdes. Es handelte sich um den am 2. Oktober 1934 geborenen Francis Pascal. Der behandelnde Arzt Dr. Dardé von Beaucaire hatte ein Attest ausgestellt, wonach das kranke Kind ›an den Folgen einer Gehirnhautentzündung mit Lähmung der unteren Gliedmaßen und absoluter Erblindung litt‹ und wonach die beobachteten Läsionen auf keinerlei Behandlung ansprachen. Dr. Roman als Begleitarzt des Pilgerzuges bestätigte die Richtigkeit des von seinem Kollegen ausgestellten Gutachtens. Am 31. August 1938 erlangte der kleine Pascal nach dem zweiten Bade in der Piszine das Augenlicht und den Gebrauch seiner Gliedmaßen wieder. Nach Rückkehr von Lourdes untersuchte Dr. Dardé das Kind, stellte die Heilung fest und kam zu dem Schluß: ›Medizinisch kann ein solches Ergebnis nicht erklärt werden‹. Die Heilung hielt weiterhin an. Da während des Krieges keine Wallfahrten stattfanden, wurden die Akten des kleinen Pascal erst 1946 dem Ärztebüro von Lourdes unterbreitet. Die elf anwesenden Ärzte erklärten: ›Medizinisch läßt sich das plötzliche Verschwinden der Lähmung und ihrer

[53] Übersetzt nach Leuret-Bon, Les Guérisons miraculeuses modernes, 1950, p. 156—160.

Symptome nicht erklären‹. Der Knabe wurde im Juli 1947 nach Lourdes gebracht. Er wurde von 15 Ärzten untersucht, darunter 4 Professoren. Alle bestätigten die zuerst ausgesprochenen Schlußfolgerungen. Auf unsere Bitte hin wurde am 1. September 1948 der Fall Francis Pascal vom Ärztebüro Lourdes erneut zur Diskussion gestellt. Wir nahmen selbst an der Beratung der 20 Ärzte teil und richteten an sie die Frage, ob sie glaubten, im Besitz aller für die Entscheidung des ihnen unterbreiteten Falles notwendigen Dokumente zu sein. Alle bejahten die Frage und versicherten uns nach eingehender Prüfung der Akten ausdrücklich in aller Form, kein Arzt könne nunmehr noch zögern. Alle unterschrieben das Protokoll, dessen Schluß lautet: ›Die anwesenden Ärzte halten die frühere Entscheidung über die Heilung von Francis Pascal aufrecht. 1938 gelähmt und blind, sieht er jetzt und geht, und zwar seit seinem Aufenthalt in Lourdes am 31. August 1938. Sie erklären, daß seine Heilung menschlich unerklärlich ist, daß sie ohne Anwendung von Medikamenten erfolgt ist, daß sie seit zehn Jahren anhält und daß sie sich in einem Wort den Naturgesetzen entzieht.‹

Inzwischen hatten wir eine Kanonische Kommission eingesetzt, um die Wahrheit der oben angeführten Tatsachen zu überprüfen und die Folgerungen aus den Beschlüssen des Ärztebüros von Lourdes zu ziehen ... Die Kommission erstattete im Dezember 1948 ihren Bericht. Er enthält eine eingehende Prüfung der Tatsachen, der medizinischen Unterlagen und des Protokolls des Ärztebüros; sein Schluß lautet: ›Wir treffen auf eine Überfülle von Zeugnissen und eine außergewöhnliche Zahl von Beweisen, die bezeugen, daß eine schwere Krankheit bestanden hat und sie auf menschlich unerklärliche Weise sicher geheilt ist. ... Handelt es sich wirklich um eine wunderbare Heilung im streng theologischen Sinne des Wortes, das heißt, kann sie durch die Art, wie sie geschah, in keiner Weise durch natürliche Ursachen erklärt werden, fordert sie mithin direkt, notwendig und ausschließlich den Eingriff der Erstursache, das heißt Gottes, und ist der Eingriff der allmächtigen Fürbitte der Unbefleckten Jungfrau Maria zu verdanken? Halten wir uns an die Schlüsse von Dr. Dardé sowie der anderen zahlreichen Ärzte, die an den Sitzungen des Ärztebüros teilgenommen haben, so sind wir berechtigt, eine bejahende Antwort zu geben. Auch müssen

wir feststellen, daß solche Schlüsse den Bedingungen entsprechen, welche von Benedikt XIV. in solcher Angelegenheit gefordert sind: Vorhandensein der Krankheit, schwere organische Krankheit, ohne Hoffnung auf mögliche Heilung, auf keine Behandlung ansprechend, als hoffnungsloser Fall betrachtet, in dem seit Monaten kein Heilmittel mehr angewandt wurde. Die Heilung erfolgte plötzlich nach einem zweiten Bade in den Piszinen von Lourdes. Es war eine vollkommene Heilung, die seit zehn Jahren anhält, also definitiv ist. Für diese Heilung, der keine Behandlung vorangegangen ist, kann, da es sich um eine organische Krankheit handelte und vor allem bei einem vierjährigen Kinde, keine Ursache der natürlichen Ordnung angegeben werden . . .‹

Angesichts der verschiedenen unterschriebenen medizinischen Gutachten im Aktenstück, vor allem derer von Dr. Dardé mit Datum vom 19. Juli 1938, 5. Juni 1939, von Dr. Julian vom 6. Dezember 1938;

angesichts der Protokolle des Ärztebüros mit Datum vom 2. Oktober 1946 und 1. September 1948;

angesichts der Berichte der von uns eingesetzten Kanonischen Kommission mit Datum vom 10. und 17. Dezember 1948,

unter Anrufung von Gottes heiligem Namen;

kraft der uns vom Konzil von Trient in solchen Dingen übertragenen Autorität und unter voller Unterordnung unseres Urteils unter die Autorität des Papstes, erklären wir hiermit, daß die Heilung von Francis Pascal vom 31. August in Lourdes wunderbar ist und einem besonderen Eingreifen der Allerseligsten Jungfrau Maria, der Mutter Gottes zugesprochen werden muß.

Gegeben zu Aix, am 31. Mai 1949, am Feste der Allerseligsten Jungfrau Maria, der Mittlerin aller Gnaden.

Gezeichnet + *Charles*
Erzbischof von Aix, Arles und Embrun
Im Auftrag: *E. Martin*, Kanzler.

*

Als zweite Heilung, welche die Anerkennung als wunderbar erhalten hat, sei hier mit größerer Ausführlichkeit der Heilungsbericht von Luise Jamain auf

Grund des amtlichen Berichtes in den »Bulletins« des Ärztebüros[54] wiedergegeben.

Luise Jamain wurde am 1. November 1914 in Paris geboren. Familienanamnese: Ihr Vater war nach Amputation eines Beines und eines Armes und nach Vornahme einer Trepanation vom Militärdienst entlassen worden. Vor seiner Verwundung war er ganz gesund. Er starb am 28. August 1931. Die Mutter der Geheilten starb am 9. November 1932 sehr schnell. Obwohl sie wahrscheinlich an einer Lungentuberkulose gelitten hatte, dürfte ein Rektum-Karzinom die Todesursache gewesen sein. Die Kranke hatte fünf Brüder, die alle tot sind. Dreien von ihnen hatte man einen künstlichen Pneumothorax angelegt. Vier starben im Alter von 3, 9, 11 und 12 Jahren; alle innerhalb eines Jahres 1931/32. Der fünfte von ihnen starb im Alter von 22 Jahren, aber an einem Arbeitsunfall, im August 1934.

Persönliche Anamnese: Luise Jamain hatte im Alter von 9 Monaten zu laufen begonnen. Bis zu 13 Jahren war sie niemals krank, hatte auch keine Kinderkrankheiten. Mit 13 Jahren wurde sie wegen akuter Appendizitis im Hospital St. Ludwig von Dr. Funck operiert, wovon eine Fistel zurückblieb (tuberkulöse Appendizitis). Man schickte sie nach Hendaye (Sonnensanatorium), wo sie 6 Monate blieb und wo sich die Fistel schloß. Die erste Regel stellte sich ganz normal im Alter von 13 Jahren ein. Im Oktober 1930 verspürte sie von neuem heftige Unterleibsschmerzen. Nachdem sie 15 Tage keinen Stuhlgang mehr gehabt hatte, erbrach sie Kot, weshalb man ihr einen künstlichen After auf der linken Seite anlegte (Operation von Dr. Oberlin in seinem Spital). Das Gutachten von Dr. Oberlin lautet:

[54] Guérison de Mademoiselle Louise Jamain proclamée miraculeuse, in: Bulletin de l'Association Médicale Internationale des Lourdes, Nr. 94, 1952, p. 2—11.

»Luise Jamain, 15 Jahre alt, wohnhaft Notre-Dame des Champs-Straße 31, wurde zum erstenmal in das Hospital de la Pitié am 24. Oktober 1930 wegen Schmerzen infolge Darmverschlusses aufgenommen. Ihr Leiden bestand in schmerzhaften Kolikanfällen, vor allem auf der linken Seite, mit intermittierender Spannung des Leibes. Gelegentliches Erbrechen von Nahrung, zeitweise unregelmäßige Fieberzacken. Allgemeinzustand gleichbleibend. Erster Eingriff am 10. Dezember 1930: Anlegung einer Zökalfistel, zweiter Eingriff am 26. Dezember 1930: Subakuter Darmverschluß des Sigmoids — Folge eines angeborenen Megakolons.

1. Wechselschnitt links; typisches Bild: retraktile Mesenteritis, die zwei Schenkel einer Schleife, welche stark verlängert ist, verbindend. Mobilisierung der Schleife. Resektion des Mesenteriums. Verschluß des Peritoneums unterhalb der nach außen verlagerten Schleife. Resektion der Schleife. Darmnaht: End zu End, Drainage des Wundbettes. Faszie und Haut werden oberhalb der Schleifennaht geschlossen. Vorher war der übrige Leib untersucht und für normal befunden worden.

2. Wiedereröffnen der Zökalfistel, die die Tendenz zur Schließung hatte. Während der auf diesen Eingriff folgenden Monate stellte sich eine Fistel in Höhe der genähten Schleife ein. Abwechselnd erfolgten Aufbrechen und Schließen der beiden Fisteln rechts und links. Als sich alles geschlossen hatte, traten sehr heftige Anfälle mit starkem Erbrechen auf. Luise Jamain klagte über sehr heftige Leibschmerzen, aber die Untersuchung des Leibes zeigte nichts Anormales, doch war er sehr dick. Die Anfälle waren begleitet von hartnäckiger Verstopfung. Alles beruhigte sich bald, als man durch Spülungen eine ergiebige Entleerung erreicht hatte, und sobald sich eine der Fisteln wieder öffnete. Schließlich entschloß ich mich zu einem Eingriff.

Dritter Eingriff am 16. März 1931: Mittelschnitt, Freilegung der genähten Schleife, welche auf ihrem intraperitonealen Verlauf rechtwinklig abgeknickt ist; der ganze übrige Rest ist normal. Das Transversum ist nicht überdehnt, die Laparotomiewunde wird gänzlich geschlossen.

In der Folgezeit traten nicht bald wieder normale Verhältnisse ein; ähnliche Anfälle traten noch gelegentlich auf.

Die kleine Kranke verließ schließlich das Hospital. Sie kam am 29. Oktober 1931 zurück. Nach einiger Zeit der Beobachtung vierter Eingriff am 21. November 1931: Schließung der Zökalfistel durch Isolierung der äußeren Zökalwand und Schließung der Zökalöffnung durch Schichtnaht. Lockere Adhäsionen halten das Kollum nahe der Bauchwand zurück, die wiederum durch Schichtnaht geschlossen wird; subkutane Drainage.«

Im März 1932 hatte sie eine Lungenanschoppung, dann eine linke dreimal punktierte Brustfellentzündung. Sie wurde im Hospital »La Pitié« von Dr. Marcel Labbé behandelt. Alle Sputumproben waren bis dahin negativ gewesen. Lediglich die Stuhlproben waren positiv. Sie wurde schließlich in die Heilanstalt P. Minoret (Champ Rosay S. et O.) gebracht, wo sie bis zum 9. August 1933 blieb. In dieser Zeit war die Stuhlprüfung negativ. Im August 1933 kam sie nach Lourdes mit folgendem, vom 7. März 1933 datierten Attest:

»Ich, Unterzeichneter, Dr. Thiel, bescheinige, daß Luise Jamain sechsmal wegen Darmperforation und Folgen operiert worden ist. Sie ist jetzt zur Erholung in Champ Rosay mit einem subfebrilen Zustand; ihr Zustand erlaubt die Reise nach Lourdes und zurück mit einem organisierten Pilgerzug.«

Zu diesem Zeitpunkt deutliche Besserung. Sie arbeitete in Versailles in einem Kleidergeschäft und war verhältnismäßig guter Gesundheit. Sie blieb gesund bis November 1935, obgleich sie Auswurf hatte. Nach Versailles arbeitete sie in Bon-Secours als Krankenpflegerin. In Bon-Secours machte man eine Sputumuntersuchung. Ergebnis negativ, aber Homogenisierung positiv. Verabfolgung von Goldsolpräparaten hatte gute Ergebnisse. Im April 1936 Erbrechen, hartnäckige Verstopfung, Temperatur und Auftreten von Gelbsucht, die drei Wochen dauerte. Sie verließ Bon-Secours am 11. Juli 1936

und ging zur Erholung nach Ozoir-la-Fenier, wo sie bis 26. Juli blieb. Dort trat eine deutliche Verschlimmerung ihres Zustandes ein; Temperatur bis 40 Grad, Auswurf, Erbrechen, leichter Durchfall. Sie konsultierte Dr. Jacquelin, Assistent von Bon-Secours, wo man eine Röntgen-Aufnahme mit folgendem Resultat machte: »Zeichen von Gallenblasenentzündung und von Bauchfellentzündung unter der Leber.«

Eine Röntgenuntersuchung von Dr. Jacquelin am 27. Juli 1936 ergibt folgendes Resultat:

1. Röntgenuntersuchung der Gallenblase nach fraktionierter Einführung von Kontrastmitteln. Eine Aufnahme 15 Stunden nach der letzten Einführung zeigt eine gut imprägnierte Gallenblase in hoher und äußerer Stellung, Verschattung, Volumen und Kontur regelmäßig. Der Druck auf die Gallenblase ist ziemlich schmerzhaft. Die zweite Aufnahme einige Stunden nach der ersten und nach einer Nahrungsaufnahme zeigt, daß die Blase sehr schlecht entleert ist. Sie bleibt ziemlich mit Tetrajod gefüllt.

2. Röntgenuntersuchung nach Einnahme von Barium. Magen kurz, hoch und schräg gelegen. Der Pylorus ist nach rechts hin zur Gallenblase abgebogen. Es besteht keine Veränderung hinsichtlich der Konturen, noch der Oberfläche des Schleimhautreliefs. Hypertonie, Hyperkinese. Schnelle Pyloruspassage. Vollständige Entleerung in den üblichen Abständen. Duodenum: Der Bulbus ist nach links gezogen durch die Leber-Gallenblasen-Masse; insbesondere macht die Gallenblase eine Einbuchtung auf der rechten Seite des Bulbus. Der weitere Teil erleidet von seiten der Gallenblase eine noch deutlichere Einbuchtung; im oberen Teile zeichnet sich auch eine richtige Girlande, eng eingeklammert am linken Ende der Gallenblase ab. Es besteht ein gewisses Maß von Duodenal-Stauung.

Dünndarm: In der 6. Stunde hat das eingeführte Barium vollständig Magen und Ileum verlassen und befindet sich im Dickdarm in der Flexura lienalis. Krampfartiges Aussehen.

Zusammenfassend: Zeichen von Gallenblasenentzündung und Bauchfellentzündung unter der Leber.

Ch. Jacquelin.

Am gleichen Tage machte man eine Röntgenaufnahme von der Lunge, deren Ergebnis der Patientin nicht mitgeteilt wurde. Am 3. August 1936 kam sie nach Cochin zu Dr. Boulin; mehrere Intubationen wurden gemacht; sie wurde am 3. Oktober 1936 operiert. (Wahrscheinlich hat man eine Bestrahlung ihres Peritoneums mit U.V. vorgenommen.) Die Operation ergab das Vorhandensein einer tuberkulösen Bauchfellentzündung. Nach der Operation Transport im Krankenwagen; Behandlung: U.V. Man nahm Punktionen vor, dann anscheinend Entwicklung einer generalisierenden Peritonitis mit sehr reichlichem Aszites. Neun Liter Flüssigkeit sollen entfernt worden sein. Im Laufe der ersten drei Wochen nach der Operation deutliche Besserung, wieder Gewichtsanstieg. Man machte in 10 Tagen 5 Bluttransfusionen; sie erhielt im ganzen 1100 g Blut. Dann begann sie zu erbrechen. Die Verstopfung war derart hartnäckig, daß man wieder an die Anlegung eines künstlichen Anus dachte. Sie erlitt eine Lungenanschoppung im Laufe des Novembers 1936 und bekam Ende Dezember Temperatur. Jede Nahrungsaufnahme hörte am 22. Januar 1937 auf; Temperatur abends 39 bis 39,5 Grad. In diesem Zustand wurde sie in das Hospital Laennec (Krankendienst Besançon) gebracht. Chefarzt Dr. Pergola. Serum, Morphium usw. Prüfung des Auswurfs: Tbc - Bazillen +; Stuhluntersuchung: Tbc-Bazillen +.

Hier im Hospital Laennec wurde folgende Diagnose gestellt:

»Tuberkulose der Lunge, des Darmes und des Bauchfells mit positivem Bazillenbefund im Auswurf und Stuhl, erhöhte Temperatur, stark veränderter Allgemeinzustand. Keine Nahrungsaufnahme seit 22. Januar (Serum, Kampferöl, Milch, Champagner). Blutspucken seit 5. März.«

Trotz Abratens der Ärzte entschloß sie sich, von neuem nach Lourdes zu fahren. Sonntag, 28. März

abends, dem Abend der Abfahrt: sie schien in extremis zu sein. Der Krankendienst des Hospitals hatte von der Reise abgeraten und erklärt, sie käme nur bis zum Bahnhof von Austerlitz. Sie hatte Blutspucken im Zuge (Ergotin, Morphium usw.). Am Montag, dem Tag der Ankunft, Anfälle von Atemnot und Erstickungsanfälle, Herzinsuffizienz, zweimal Blutspucken (Ergotin und Morphium). Am Dienstag, dem 30., zwei- oder dreimal Blutspucken; sie wird mit den Sterbesakramenten versehen. Am Mittwoch Nachmittag nach einem Blutsturz Erstickungsanfälle; man glaubt, sie stirbt. In der Nacht vom 31. März zum 1. April anfangs sehr unruhig. Der zweite Teil ist ruhig; sie erwacht mit der Erklärung, gut geschlafen zu haben. Sie ißt zum ersten Male zu Mittag ohne zu erbrechen. Guter Nachmittagsverlauf; sie ißt zu Abend. Schläft gut, nimmt Donnerstag früh erstes Frühstück, geht zu den Bädern (Piszinen). Temperatur nach Rückkehr von den Piszinen 36,9 Grad. Frühstück ohne Erbrechen. Rückkehr aller physiologischen Funktionen, ebenso normale Ernährung. In der Nacht vom 31. März zum 1. April sind also alle Magen-, Darm- und Lungenphänomene (Blutspucken) wie Fieber restlos verschwunden. Der Allgemeinzustand besserte sich, während er sich vorher dauernd verschlimmert hatte. Die abdominellen und pulmonalen Krankheitssymptome waren verschwunden. Die erste Untersuchung von Luise Jamain nach der Heilung im Ärzte-Büro von Lourdes wurde am 3. April 1937 durch die beiden Ärzte Lefranc und Petitpierre vorgenommen. Hier ihre Feststellungen:

»Heute morgen Temperatur 37 Grad, sie hat gut geschlafen, geformter spontaner Stuhlgang. Gestern abend war die Temperatur 36,9 Grad, gestern morgen nach Besuch der Piszinen 36,9 Grad. Sehr reichliche Nahrungsaufnahme seit Donnerstag mittag.

Lungenuntersuchung: Bei Perkussion ganz leichte Dämpfung (submatité) rechts im oberen Drittel (Lungenanschoppung). Auskultation: leichte Abschwächung des vesikulären Atemgeräusches rechts oben.

Weicher Leib, schmerzlos, kein Zeichen von Wassersucht, kein Meteorismus, zahlreiche Narben früherer Operationen, Herz normal, Gewicht 42,3 kg.«

Bei ihrer Rückkehr von Lourdes am 4. April gab es bei dem Personal des Hospitals Laennec eine ungeheure Erregung, als man die in voller Gesundheit wiederkehren sah, die man wenige Tage vorher hatte sterbend abreisen sehen.

Eine Reihe von Kontrolluntersuchungen wurden begonnen. Es lagen keine Lungenschädigungen mehr vor. Tuberkelbazillen weder im Stuhl noch im Auswurf. Die Heilung war vollständig.

Am 17. Mai 1937 übernahm Luise Jamain eine Handarbeit in einer Druckerei und hat seitdem nicht mehr über ihre Gesundheit geklagt. Wiederkehr ihrer Regel und beachtliche Gewichtszunahme von 14 kg in 15 Monaten. Später heiratete sie und ist heute Mutter von zwei ganz normalen Kindern. Sie ist noch immer ganz gesund; Rückfälle sind nicht erfolgt. Eine derartige Heilung mit solcher Plötzlichkeit bei einer seit Jahren Schwerkranken, bei Fehlen einer Rekonvaleszenz, die unmittelbare Wiederkehr aller physiologischen Funktionen, vor allem des Appetites, kann nicht auf natürliche Weise erklärt werden.

Soweit der Bericht im Bulletin.

Auf Grund der Untersuchungen durch die dreifache Instanz erließ der Erzbischof von Paris am 1. April 1952 folgendes Dekret:

Wir, Maurice Feltin, durch Gottes und des Apostolischen Stuhles Gnade Erzbischof von Paris erklären:

Angesichts der Tatsache, daß das Ärzte-Büro von Lourdes

ein Jahr nach der Heilung von Luise Jamain, die am 1. April 1937 geschah, und nachher noch wiederholt erklärt hat, eine medizinische Erklärung der Heilung könne nicht gegeben werden;

angesichts der Tatsache, daß das mit dem Ärzte-Büro von Lourdes verbundene Nationalkomitee mit Sitz in Paris für diese Heilung keine natürliche und wissenschaftliche Erklärung gefunden hat;

angesichts der Tatsache, daß die von beiden ärztlichen Kommissionen erhobenen Feststellungen und Schlüsse die gleichen sind, wie sie Papst Benedikt XIV. als Unterlage für die Erklärung einer Heilung als Wunder gefordert hat;

angesichts der Tatsache, daß nach dem Ergebnis der von uns eingesetzten kanonischen Kommission die anderen Kriterien der moralischen Ordnung, die vom gleichen Papst angegeben sind, um im eigentlichen Sinn göttlich-übernatürliche Eingriffe von praeter-naturell-diabolischen zu unterscheiden, alle für einen übernatürlich-göttlichen Eingriff sprechen;

angesichts der Tatsache, daß sich die Heilung ohne Abschwächung erhalten hat, und daß die wunderbar Geheilte sich weiterhin eines ausgezeichneten Gesundheitszustandes erfreut;

unter Anrufung des Namen Gottes; kraft der Autorität, die Uns in dieser Hinsicht vom heiligen Konzil von Trient verliehen ist, und in gänzlicher Unterordnung unseres Beschlusses unter die Autorität des Papstes;

erklären Wir hiermit feierlich, daß die am 1. April 1937 in Lourdes geschehene Heilung von Luise Jamain anläßlich des Pariser Diözesan-Pilgerzuges der »Bernadetten« wunderbar ist und zuerkannt werden muß einer besonderen Fürbitte der Allerseligsten Jungfrau Maria und Gottesmutter, die, von der Kranken vertrauensvoll angerufen, gnädig Erhörung gewährte. *Maurice Feltin*, Erzbischof von Paris.

*

Anerkennung gefunden hat weiterhin die Heilung der Krankenpflegerin Johanna Fretel aus Rennes[55]. Johanna Fretel wurde am 27. Mai 1914 in Sougal geboren und war immer von schwacher Gesundheit. In ihrer Kindheit hatte sie Masern, Scharlach und Diphtherie. Nach schweren Leibschmerzen wurde sie im Januar 1938 wegen Appendizitis (Blinddarmentzündung) im Hôtel-Dieu zu Rennes operiert[56]. Sie verließ das Krankenhaus, kam aber im August wieder. Sie fühlt von neuem dieselben Schmerzen, noch mehr, der Unterleib nimmt ständig an Umfang zu; seine Konsistenz wird fester und teigiger. Eine Behandlung mit ultravioletten Strahlen bringt eine Besserung bis zum ursprünglichen Zustand. Sie verbringt einige Monate in ihrer Familie, wird aber im Januar 1939 ganz bettlägerig und kommt zum drittenmal ins Krankenhaus, wo sie Dr. Maruelle wegen einer tuberkulösen Ovarialzyste mit Verwachsungen operiert. Die unmittelbaren Folgen der Operation sind zufriedenstellend; die Wunde schließt sich schnell. Die Besserung hält jedoch nur kurz an. Vom Monat September ab wird der Leib wieder schmerzhaft; immer heftigere Schmerzattacken treten auf. Am 18. März 1940 kommt sie von neuem ins Hôtel-Dieu. Dort behandelt man die Schmerzen zunächst mit Eisbeutel, jedoch ohne Erfolg. Der Chirurg stellt die Diagnose »Tuberkulöse Peritonitis« (Bauchfellentzündung) und nimmt Mai 1941 eine Eröffnung der Bauchhöhle (Laparotomie) vor. Die letzte Operation hatte eine Kotfistel zur Folge und blieb ohne Wirkung auf den Allgemeinzustand. Vier Versuche einer Schließung der Fistel bleiben ergebnislos (Dezember 1941, September 1942, Juli und September 1943). Erst im November 1944 gelingt ein günstiges Ergebnis. Doch bleibt der Leib hart und aufgetrieben.

[55] Angaben nach: Guérison miraculeuse de Mademoiselle Jeanne Fretel du diocese de Rennes, Rapport de la Commission Canonique d'Enquete, in: Bulletin de l'Association Médicale Internationale de Lourdes, Nr. 88 vom 1. 4. 1951.

[56] Alle Angaben über die Entwicklung der Krankheit vom Januar 1938 bis Oktober 1948 sind von der Kommission dem sehr eingehenden Bericht von Dr. Alfons Pellé, o. Professor der Medizin in Rennes, entnommen.

Am 31. Januar wird sie in das Sanatorium von Pessac (Gironde) aufgenommen (31. Januar bis 24. April 1946). Von hier kommt sie (April bis 2. Dezember 1946) in das Sanatorium von La Benne-Océan (Landes). Statt sich zu bessern, verschlimmert sich der Zustand der Kranken. Während ihres Aufenthaltes in La Benne-Océan werden zwei chirurgische Eingriffe vorgenommen. 5. Juli 1946 erster Eingriff wegen einer nach außen gedrehten großen Zehe; am 16. Juli zweiter Eingriff wegen einer Eiterung, die einer Knochenentzündung des Oberkieferknochens zugeschrieben wird. Sie behält nur drei Zähne im Oberkiefer und sechs im Unterkiefer. Infolge dieser aufeinanderfolgenden Eingriffe fühlt sich die Kranke sehr mitgenommen. Sie magert ab.

Infolge der fortschreitenden Verschlimmerung kommt sie am 3. Dezember 1946 in das Hospiz von Pontchaillon, um — wie sie sagte — dort zu sterben. Sie empfängt zum zweitenmale die heilige Ölung (das erstemal hatte sie sie 1942 empfangen). Der Allgemeinzustand war schlimm. Seit einem Jahr hatte sie das Bett nicht verlassen und war unfähig sich zu erheben. Die Temperatur schwankt zwischen 39,5° morgens und 36,5° abends. Der aufgetriebene Leib stellt eine teigiggewordene, schmerzhafte Masse mit sonorem Klopfschall dar. Um die Schmerzen zu beruhigen, gibt man ihr Morphiumspritzen (6 Zentigramm täglich). Im April 1948 versucht Dr. Pellé ein letztes Mittel. Er unternimmt eine 25tägige Behandlung mit Streptomyzin, die immerhin eine Beruhigung der Schmerzen zur Folge hat. Das Erbrechen jedoch — oft schwärzlich — besteht weiter. Die Temperatur geht durch die Behandlung herunter (dem Bericht hatten die Temperaturblätter der Krankenhäuser beigelegen), steigt dann aber wieder bis auf 40° am Morgen, um am Abend auf 36°, sogar 35,9° zu fallen. Von August bis Oktober 1948 wird die Kranke immer schwächer. Sie kann nur noch geringe Mengen Flüssigkeit zu sich nehmen. Zeichen von Meningitis (Gehirnhautentzündung) treten auf. Eiter geht in Mengen mit dem Stuhl ab, ebenso mit dem Erbrochenen, das mit schwarzem Blut vermischt ist. Häufig auftretende Herzschwächen bringen die Kranke in Lebensgefahr. Jede Hoffnung scheint dahin. Zum dritten Male in sechs Jahren empfängt die Kranke am 20. September 1948 die heilige Ölung. Täglich werden drei bis vier Morphiumspritzen von je 2 Zentigramm gegeben. Die tuberkulöse Bauchfellentzündung ist in voller Entwicklung.

In einem Zustand sehr schwerer Kachexie (Verfall) kommt die Kranke am 4. Oktober 1948 mit dem Rosenkranzpilgerzug von Rennes nach Lourdes. Sie ist völlig erschöpft. Sie weiß nicht, daß man sie nach Lourdes bringt. Der Arzt, der den Pilgerzug begleitet, beschränkt sich darauf, ihr Morphiumspritzen zu geben. In Lourdes wird sie am 5. Oktober zur Sechs- und Sieben-Uhr-Messe an der Grotte und zu den Piszinen gebracht, ohne daß eine Besserung ihres Zustandes zu verzeichnen gewesen wäre. Am Freitag, dem 8. Oktober, wird sie sterbend zur Krankenmesse am Bernadette-Altar gebracht. Bei der Kommunion zögert der Priester, ihr wegen des unaufhörlichen Erbrechens und ihres ausgesprochenen Schwächezustandes die heilige Kommunion zu reichen. Auf Ersuchen des Trägers reicht er ihr ein kleines Stückchen der Hostie.

»Da« — berichtet sie selbst — »empfand ich ein Wohlsein und wurde mir erst bewußt, daß ich in Lourdes war. Man fragte mich, wie es mir gehe. Ich sagte: ich fühle mich sehr wohl. Ich habe noch immer einen harten und aufgetriebenen Leib, aber ich leide gar nicht. Man gab mir eine Tasse Milch-Kaffee, den ich mit Appetit nahm

und behielt. Nach der Messe brachte man mich zur Grotte, immer auf der Tragbahre. Dort hatte ich nach einigen Minuten das Gefühl, es greife mir jemand unter die Arme und helfe mir, mich aufzurichten. Ich sitze. Ich drehe mich um, nachzusehen, ob mir jemand hat helfen können. Ich sehe niemand. Gleich darauf hatte ich beim Sitzen das Gefühl, dieselben Hände, die mir halfen, mich aufzusetzen, nähmen meine Hände, um sie auf den Leib zu legen. Ich habe mich zunächst gefragt, was eigentlich geschehe, ob ich geheilt sei oder ob ich aus einem Traum erwache. Ich fühlte, mein Leib war wieder normal geworden. Dann verspürte ich einen außerordentlichen Hunger.« (Wörtliche Wiedergabe des eidlichen Berichtes der Geheilten vor der Kanonischen Kommission.)

Auf ihrem Krankenwagen ins Hospital zurückgebracht, erklärte Johanna Fretel dem Geistlichen des Saales, dem Dominikanerpater Blancherie von Rennes, sie fühle sich sehr wohl. Ein Arzt untersuchte sie und gab ihr die Erlaubnis zu essen. Sie aß mit einem erstaunlichen Appetit wie seit zehn Jahren nicht mehr. Am Nachmittag stand sie auf, kleidete sich allein an und ging — obwohl sie seit drei Jahren nicht mehr gegangen war — zu den Piszinen, wo sie ohne Ermüdung aufrecht ein Bad nahm.

Am nächsten Morgen brachte man sie auf dem Krankenstuhl ins Untersuchungsbüro. An der Untersuchung nahmen fünf Ärzte teil. Ein Arzt, der nicht wußte, daß sie schon am Abend zuvor gegangen war, sagte ihr: »Gut, wenn Sie geheilt sind, wie Sie behaupten, dann stehen Sie auf und versuchen Sie zu gehen. Dann wird man ja sehen!«

»Man wollte mir beim Aufstehen helfen« — erzählte sie —, »aber ich wies jede Hilfe zurück und setzte mich in

Bewegung. Der Arzt, der meine Magerkeit sah — ich hatte keine Waden mehr —, wandte sich zu mir hin, als ob er Angst hätte, ich würde fallen. Aber ich hielt mich aufrecht. Als er das sah, ging er sehr schnell zur Waage, um mich zu wiegen. Obwohl er sehr schnell ging, folgte ich ihm auf dem Fuße und wurde gewogen. Man fand 44 kg. Man sagte mir, ich solle mich im nächsten Jahre wieder vorstellen.«

Die Rückreise im Zuge geschah ohne Ermüdung. Die Geheilte blieb lange auf, besuchte die Kranken und lehnte weitere Gaben von Morphium ab. Sie hat auch weiterhin keine Medizin mehr genommen.

Sofort nach der Ankunft nahm sie ihre Arbeit wieder auf. In voller Gesundheit füllte sie wieder den anstrengendsten Posten im Hause aus, stand um halb sechs Uhr morgens auf und ging um elf Uhr abends zu Bett. Der Protokollbericht der ersten Untersuchung im Ärztlichen Büro bestätigte die von ihr berichteten Einzelheiten. Der Leibesumfang, der vor der Heilung 1 m betragen hatte, war auf 0,75 m zurückgegangen. Der Leib war flach und geschmeidig, nicht schmerzhaft bei Druck (Palpation). Alles war normal bis auf die Muskelatrophie. Dr. Pellé erklärte:

»Ich habe Johanna Fretel am Tage ihrer Rückkehr von Lourdes wiedergesehen, habe sie untersucht und das Verschwinden aller pathologischen Zeichen festgestellt. Wir haben sie regelmäßig beobachtet und die dauernde Besserung ihres Allgemeinzustandes festgestellt. Während acht Tagen hat sie täglich 1,350 kg zugenommen (Temperaturblatt 18 notiert zugleich das Gewicht der ersten Tage). Die Temperatur ist normal, 36,8° morgens, 37,2—3° abends, Appetit und Schlaf sehr gut.«

Eine zweite Untersuchung in Lourdes am 5. Oktober 1949 unter Beisein von mehreren Ärzten ergibt einen Leibesumfang von 0,73 m und ein Gewicht von 58,4 kg.

Man stellt fest, daß die Krankheit plötzlich zum Stillstand gekommen ist, obwohl sie vorher keine Neigung zur Besserung zeigte. Alle krankhaften Symptome sind verschwunden. Eine Heilung ohne Medikamente liegt vor. Streptomyzin, das einige Wochen hindurch ohne Ergebnis angewandt worden war, war bereits vier Monate vor der Heilung abgesetzt worden. »Eine medizinische Erklärung dieser Heilung kann nicht gegeben werden. Sie überschreitet die Naturgesetze.« Der Bericht der zweiten Untersuchung in Lourdes trägt die Unterschrift von zwanzig ärztlichen Gutachtern.

Nach abermaliger Prüfung der gesamten Dokumente kam das Medizinische National-Komitee von Paris in der Sitzung vom 12. März 1950 zu dem Ergebnis:

»Die Geschichte der eindrucksvollen Krankheit, die Beachtlichkeit des Aktenbündels, das 30 Temperaturblätter (18 vor, 12 nach der Heilung) umfaßt, die Qualität der Ärzte, die die Kranke untersucht haben, die gewissenhaft beobachteten Einzelheiten in dem Zeitabschnitt von April bis Oktober 1948, das Wiedergewinnen des Gewichtes (14 kg in einem Jahre), verdienen besondere Beachtung und erlauben den Schluß auf eine unerklärliche Heilung.«

Durch Dekret vom 20. November 1950 erkannte der Erzbischof von Rennes an, daß es sich um eine wunderbare Heilung handelt, und daß sie einem besonderen Eingreifen Gottes auf die Fürbitte Unserer Lieben Frau von Lourdes zugeschrieben werden muß[57].

*

Zu den kirchlich anerkannten Heilungen der letzten Jahre gehört weiterhin die Heilung von Oberst Pellegrin aus Toulon. Im Jahre 1949 erkrankte Oberst Pellegrin an

[57] Vgl. J. M. Tauriac, Wunder in Lourdes?, übers. v. G. Siegmund, 1957, S. 79.

einem eitrigen Abszeß der Leber. Nach einer Operation, bei der viel Eiter entfernt wurde, entstand eine Fistel, die stark eiterte und täglich zweimal verbunden werden mußte. Die Fistel erschien unerschöpflich. Schloß sie sich gelegentlich, so stellten sich Fieber und Schmerzen ein, bis sie sich von neuem öffnete und der angesammelte Eiter Abfluß fand. Im Oktober 1950 kam der Kranke mit einem Pilgerzug nach Lourdes. Nach dem zweiten Bad in der Piszine waren Eiterung und Fistel verschwunden. Beschwerden stellten sich nicht mehr ein. Die zuerst von der Gattin des Obersten festgestellte völlige Heilung wurde am 5. Oktober im Ärzte-Büro bestätigt. Nach zweijähriger Beobachtung kam schließlich ein 29-köpfiges Ärztegremium am 8. Oktober 1952 zu folgendem Schluß:

1. Die beschriebene Krankheit hat mit Sicherheit bis zum Zeitpunkt der Pilgerfahrt nach Lourdes bestanden;
2. obwohl keine Tendenz zu einer Besserung bestand, ist eine plötzliche Änderung in der Entwicklung eingetreten;
3. es liegt eine Heilung ohne Anwendung von Heilmitteln vor, nachdem alle vorherigen Heilversuche wirkungslos geblieben waren;
4. es besteht kein Grund, die Entscheidung aufzuschieben;
5. eine medizinische Erklärung dieser Heilung kann nicht gegeben werden;
6. sie liegt über die Naturgesetze hinaus.

Im folgenden Jahre bestätigte das National-Komitee von Paris die unerklärbare Heilung, worauf sie im gleichen Jahre nach kanonischer Prüfung vom Bischof von Toulon als wunderbar proklamiert wurde[58].

*

[58] Bericht über die Heilung siehe in: Bulletin de l'Association Médicale Internationale de Lourdes, 1953, Nr. 97, p. 9—13.

Der Italiener Evasio Ganora, Vater von fünf Kindern, litt seit 1949 an einer bösartigen Lymphgranulomatose oder Hodgkinscher Krankheit (Lymphknotenerkrankung) in ihrer schlimmsten Form. Große Knoten hatten sich unter der linken Achsel gebildet; Leber und Milz waren bedeutend vergrößert. Der Kranke hatte dauernd Fieber. Trotz zweiundzwanzig Bluttransfusionen blieb die Krankheit hartnäckig. In einem Zustand äußerster Schwäche kam der Zweiunddreißigjährige nach Lourdes, wo er beim ersten Bade in der Piszine geheilt wurde. Bei der Sitzung der Internationalen Kommission am 13. Februar 1955 gab Professor Jean Lhermitte die Erklärung ab:

»Der Fall legt Zeugnis dafür ab, daß eine organische Krankheit, die von vier bedeutenden Histologen überprüft und sichergestellt ist, auf ganz unerwartete Weise im Augenblick ohne Rückfall zu verschwinden vermag ... Er bestätigt die Heilung sicher festgestellter organischer Schäden und einer Hodgkinschen Krankheit, die bei bester Behandlung eine weitere Lebensdauer von höchstens vier oder fünf Jahren zuläßt.«[59]

Am 31. Mai 1955 erklärte der Bischof von Casale-Monferrato die Heilung unter Berufung auf das Urteil einer kanonischen Kommission für wunderbar.

*

Henriette Bressolles, freiwillige Krankenpflegerin im ersten Weltkriege, wurde am 16. Juli 1918 durch eine Schrapnellkugel im Beine verwundet. Am gleichen Tage durchfuhr sie bei Hilfeleistung an einem Verwundeten ein durchdringender Schmerz. Pottsche Krankheit am Rückgrat wurde festgestellt. Am 22. Januar 1922 wurde

[59] siehe dazu: J. M. Tauriac, Miracles à Lourdes? 1956, p. 65—67, und A. Deroo, Lourdes, Cité des Miracles ou Marché d'Illusions, 1956, p. 190 f.

sie als unheilbar mit einer Rente von 125 % endgültig entlassen, und zwar wegen Pottscher Krankheit am Rücken mit vollständiger Lähmung. Am 3. Juli 1924 hatte sie während der Sakramentsprozession heftiges Unwohlsein. Vor die Grotte gebracht, verspürte sie ein allgemeines Krachen (»craquement«) im ganzen Körper. Am folgenden Tage wurde das vollständige Verschwinden aller Symptome der Pottschen Krankheit im Ärzte-Büro festgestellt. Die Nachuntersuchung im Jahre 1925 ergab, daß die Heilung von Bestand war. Doch erst am 26. Oktober 1954 wurde die Heilung vom Bischof von Nizza als wunderbar anerkannt[60].

*

Marie-Luise Bigot litt an rechtsseitiger Lähmung, völliger Blindheit und Taubheit. In zwei Schüben wurde sie im Oktober 1953 und im Oktober 1954 plötzlich und völlig geheilt. Der Erzbischof von Rennes erklärte die Heilung nach den üblichen Untersuchungen am 15. August 1956 für wunderbar[61].

[60] nach: A. Deroo, p. 190.
[61] nach: A. Deroo, p. 191.

AUS EINER MEDIZINISCHEN DOKTORDISSERTATION

Der französische Arzt *Henry Monnier* legte im Jahre 1930 der Medizinischen Fakultät von Paris eine Dissertation vor, in der er drei Heilungen als medizinisch nicht erklärbar verteidigte[62]. Die Arbeit erhielt das Prädikat »Très honorable«. Sie ist sachlich und nüchtern. Während wir uns hier darauf beschränken müssen, die beiden ersten Heilungen, die Monnier berichtet, kurz zu referieren, wollen wir die dritte eingehender schildern und Monniers daran anschließenden Schlüsse wiedergeben.

Der erste Fall betrifft die Heilung von einem Uterusfibrom. Frau Augault, geboren am 7. Dezember 1877, litt an einem von mehreren Ärzten, auch von einem Chirurgen festgestellten Uterusfibrom, welches das Rektum zusammendrückte und schwerste Störungen der Lebensfunktionen verursachte. Im August 1926 war der Verfall (Kachexie) soweit fortgeschritten, daß es nach dem Urteil von Professor Roger — übrigens ein rationalistischer Leugner des Wunders — nur noch eine Frage der Zeit war, wann der Tod eintreten würde. Am 21. August wurde sie in Lourdes bei der Sakramentsprozession geheilt, vermochte zu gehen, sich normal zu ernähren und wieder ein völlig normales Leben aufzunehmen. Die seit langem unterbrochenen Entleerungen stellten sich bald wieder ein.

Die zweite von Henry Monnier berichtete Heilung

[62] Henry Monnier, Etude Médicale de quelques Guérisons survenues à Lourdes (Thèse pour le Doctorat soutenue devant la Faculté de Médecine de Paris le 7. April 1930. Mention très honorable) Laval (Mayenne), 1930.

stammt eigentlich aus der Beobachtung seines Vaters, der Chirurg in Paris gewesen war. Er hatte bei einem vierzehnjährigen Mädchen (Charlotte Renauld) eine echte Verkürzung des rechten Beines um drei Zentimeter, ohne daß Hüftgelenkentzündung oder Verrenkung vorgelegen hätte, festgestellt. Das sonst völlig gesunde Mädchen litt an einer hereditären Atrophie, die in der Familie gehäuft auftrat. Bei einem Bad in der Piszine von Lourdes wurde das kürzere Bein gleichlang wie das normale, so daß sie den orthopädischen Schuh von da an nicht mehr tragen konnte. Übrigens war eine Schwester von Charlotte Renauld ein Jahr zuvor auf die gleiche Weise vom gleichen Leiden geheilt worden.

Die dritte von Monnier berichtete Heilung betrifft ein 26 Jahre altes Dienstmädchen, die an Spondylitis tuberculosa (in der Dissertation als Pottsche Krankheit bezeichnet) litt. Monnier stützt sich hierbei auf eine Beobachtung des Arztes Pierre Goret, der diese Patientin vor und nach der Heilung untersucht und die Heilung in einer kleinen Schrift beschrieben hat, die den bezeichnenden Titel trägt »Une observation médicale presque en forme d'experience, faite à Lourdes 1920—1921 par un ancien Interne des Hôpitaux de Paris«.

Emilie Cailleux war ein Waisenmädchen von Paris, deren Mutter und Bruder bereits an Tuberkulose gestorben waren. Sie wurde von den Vinzentinerinnen in Drancy erzogen. Als Kind war sie viel kränklich gewesen, war 1918 im Alter von 24 Jahren an einer Grippe erkrankt und im Jahre darauf in ein Tuberkulosenheim aufgenommen worden, wo man Tuberkelbazillen im Auswurf feststellte. Anderthalb Jahre später wurde eine Wirbelentzündung festgestellt und die Kranke in eine chirurgische Abteilung überwiesen. Nach sechs Monaten trat eine typische Lähmung ein, heftige Unterleibs-

schmerzen und Störungen der Sphinkteren. Professor Lecène stellte ihr am 18. Juli 1921 folgende Bescheinigung aus: »Ich, Unterzeichneter, Chirurg am St. Ludwigs-Krankenhaus, Professor an der Medizinischen Fakultät, erkläre hiermit, daß Fräulein E. Cailleux, 26 Jahre alt, an Pottscher Wirbelentzündung in der Lendengegend leidet mit einer Lähmung, welche ihr das Gehen unmöglich macht.«

Am 10. August des gleichen Jahres untersuchte sie Assistenzarzt Dr. Goret noch einmal genau und bestätigte die Diagnose von Professor Lecène. Er konstatierte: Vollständige funktionelle Lähmung. Die Kranke vermag mit den unteren Gliedmaßen keine Bewegung mehr auszuführen. Bei der Untersuchung fallen sie einfach dem Schwergewicht folgend zurück. Fußkontraktur in Beugung. Steigerung von Knie- und Achilles-Reflex. Fußklonus, Babinski positiv. Taktile Anästhesie der Füße und Unterschenkel, der Hinterfläche der Oberschenkel, der Genitalgegend, der Innenseite des Gesäßes und der Kreuzbeingegend. Der Außenteil des Gesäßes und die Vorderseite der Schenkel sind verschont. Die Anästhesie ist also durch den dritten Lumbalnerv bedingt. Anästhesie betrifft Schmerz und Wärme. Stark ausgesprochene Muskelatrophie der Beine. Auf dem rechten Fußrücken Verbrennungsstellen durch Wärmeflasche. Oberschenkel zylindrisch, sowohl 10 cm wie 12 cm über dem oberen Kniescheibenrand beträgt der Oberschenkelumfang 34,5 cm. Gibbus in der Höhe des neunten Brustwirbels, deutlicher Schmerz bei leichter Perkussion. Kranke unbeweglich in ihrem Bett, ließ Untersuchung passiv über sich ergehen, dankte am Schluß mit Baßstimme.

Neun Tage nach der Verifizierung der Diagnose von Professor Lecène, am 19. August 1921, sah Dr. Goret

Emilie Cailleux im Ärzte-Büro von Lourdes wieder, wie sie sich allein von der Tragbahre erhob, die man eben auf die Erde gestellt hatte, wie sie einige Schritte machte und sich lächelnd auf einen Stuhl setzte. Vor der Grotte hatte sie eine Kraft verspürt, die ihren ganzen Leib durchdrang und ihr sagte: Du kannst gehen, du bist geheilt! Sie war bereits allein durch die Grotte geschritten, dann aber hatten sie die Träger wieder gedrängt, sich auf die Bahre zu legen. Dr. Goret war ganz bestürzt: »Diese menschliche Ruine, vor neun Tagen ohne Bewußtsein, stand aufrecht vor mir, eine lebendige Persönlichkeit, antwortete mit Lächeln, mit dem Rosa der Bewegung auf ihren Wangen.« Bei der Untersuchung entfernte man zunächst den Gipspanzer, was trotz des unvermeidlichen Zerrens für sie schmerzlos verlief.

Untersuchung vom 19. August zwischen 16 und 17 Uhr: »Beweglichkeit der unteren Gliedmaßen in allen Segmenten normal. Die Bewegungen werden mit ziemlicher Kraft ausgeführt. Sensibilität normal. Antworten werden sehr klar gegeben. Der Kontrast zu meiner früheren Untersuchung ist frappierend. Knie- und Achilles-Reflexe sind noch sehr stark, aber deutlich geringer als vor neun Tagen. Kein richtiger Klonus mehr. Bei Dauerreizung kann ich einen falschen Klonus hervorrufen, der sich aber rasch abschwächt. Babinski: negativ, Flexion der Zehen auf beiden Seiten. Die Amyotrophie besteht weiter. Schenkel noch immer zylindrisch; Umfang noch immer 34,5 cm sowohl 10 cm wie 12 cm über oberem Kniescheibenrand. Noch im Gipspanzer untersuche ich den Gibbus auf Schmerzhaftigkeit; kein Schmerz mehr. Die Seitenrinnen sind gut frei, aber der Gibbus ist noch immer da. Vom Gipspanzer befreit, zeigt sich, daß das Rückgrat ganz gerade ist; alle Rumpfbewegungen werden ohne Schmerz noch Vorsicht aus-

geführt. Sowohl bei Druck wie starkem Schlag mit dem Hammer ist der kleine Gibbus absolut schmerzunempfindlich. Bei forcierten Bewegungen der Flexion, Neigung und Rotation des Rumpfes kann man ein wenig Beteiligung der Wirbelsäule erreichen.« Nach anderthalbstündiger Untersuchung ist die Geheilte ermüdet und erleidet eine kurze Ohnmacht, von der sie sich bald wieder erholt.

Am nächsten Tage erfolgte eine weitere Untersuchung. Sie selbst berichtet, gut gegessen zu haben. Sie hat keinen Urin mehr verloren und hat beim Baden gemerkt, daß das Wasser warm ist. Die Sensibilität in den Beinen ist also zurückgekehrt. Die Untersuchung ergibt: Beweglichkeit und Sensibilität der unteren Gliedmaßen normal. Der Gibbus ist noch immer da. Die Wirbelsäule ist schon nicht mehr ganz flach. Sie nimmt an Bewegungen der Rotation, besonders aber an Seitenbewegungen teil. Fortschritt ist bemerkenswert. Die lange Untersuchung ruft weder Schmerz noch Ermüdung hervor, veranlaßt aber reichlichen normalen Stuhlgang, was schon lange nicht mehr der Fall gewesen war. Puls aufrecht stehend 88, steigt nach fünf tiefen Kniebeugungen auf 100, kehrt aber in einer halben Minute wieder auf 88 zurück.

Der Schluß des Protokolls lautet: »Hat die Krankheit wirklich bestanden? — Ja. Ist eine absolute Heilung oder nur eine deutliche Besserung erfolgt? — Deutliche Besserung. Kann diese Besserung einem natürlichen Vorgang zugeschrieben werden? — Nein.« Das Protokoll zeigt die Unterschrift von den vier Fachleuten, die es abgefaßt haben.

Am 28. August traf Dr. Goret Fräulein Cailleux in Drancy zu einer weiteren Untersuchung. Dabei stellte er fest, daß die Oberschenkel schon nicht mehr zylindrisch, sondern wieder konisch waren. In neun Tagen hatten sie vier Zentimeter an Umfang zugenommen. Keine Sphinkterstörungen mehr. Der Gibbus an der Wirbelsäule ist völlig verschwunden. Übrigens war sein Verschwinden schon vorher von einem anderen Arzte festgestellt worden. Dr. Goret betont, daß er bei all seinen Feststellungen immer nur als glücklicher Zweiter das hat bestätigen können, was bereits andere Fachleute vor ihm festgestellt hatten, so daß also seine Angaben unverdächtig sind. »Ich habe natürlich nicht erklärbare Dinge gesehen: Eine Pottsche Lähmung, die augenblicklich verschwunden ist, obwohl sie sich auf dem Wege der Verschlimmerung befand. Postparalytische Schäden, die mit einer überraschenden Schnelligkeit ausgeglichen wurden. Ein Pottscher Gibbus bei D IX, der gänzlich verschwunden ist, was die Natur selbst nicht im Laufe der Zeit verwirklicht.«

Die im September vorgenommenen Durchleuchtuntungen zeigen leichte Überbleibsel von Lungenschäden, vor allem rechts oben, wo Marmorierungen bestehen, und komplexe Überbleibsel der Wirbelschäden bei D IX. Die klinische Beobachtung des völligen Verschwindens des Gibbus wird auf der Röntgenaufnahme bestätigt. Wiederholte Untersuchungen im September erweisen, daß eine leichte Paresie der Extensoren an den Zehen verschwindet. Die lange ausgebliebenen Monatsregeln sind wieder aufgetreten.

Psychisch ist Emilie Cailleux unauffällig; eine kleine waise Hausangestellte, die gut erzogen und in keiner Weise emanzipiert ist. Treffend urteilte Professor Lecène über sie, als er von seiner Sprechstundenhilfe hörte, sie wolle nach Lourdes gehen: »Aber das ist keine Person für Lourdes! Sie ist doch keine Nervöse!«

Wir geben jetzt Monnier selber das Wort:

»In den drei berichteten Fällen kann an der Tatsache der Krankheit nicht gezweifelt werden. Vier Mediziner bezeugen das Vorhandensein eines Fibromes bei Frau Augault. Drei von ihnen haben ihren schlechten Allgemeinzustand hervorgehoben und mit Rücksicht darauf eine Operation abgelehnt. Zwar hat Dr. Faligant als einziger Mediziner die Endvorgänge konstatiert, aber so einfache Phänomene wie Anorexie (Appetitmangel), Erbrechen, Fieber, Fehlen von Stuhl und Harn können mit Gewißheit auch von Nichtmedizinern beobachtet werden. Dazu sind Pflegerinnen imstande, die dies auch getan haben. Diese Phänomene sind übrigens keineswegs unerwartet. Man beobachtet sie oft im Laufe der Entwicklung von Fibromen im kleinen Becken wie bei dieser Kranken. Sie werden verursacht durch einen Druck des Fibromes auf die benachbarten Organe, wie moderne Autoren, die über solche Tumoren geschrieben haben, im einzelnen erwähnen. Deshalb gibt Henri Lemaire den dringenden Rat: Jedes Fibrom, das auf die Eingeweide zu pressen droht, ... muß dem Chirurgen überantwortet werden. Keine Komplikation kann eine Gegenindikation gegen die Operation darstellen. Im Gegenteil, sie kann nur Anlaß zu dringendem Eingreifen sein. — Schon allein das Gewicht dieser Kranken, die bei einer Größe von 153 cm am 22. August 33 kg wog, kennzeichnet für sich allein die Schwere der Krankheit.

Die Verkürzung des rechten Beines von Charlotte Renauld ist nicht minder sicher gestellt. Sie ist von dem Orthopäden Dr. Redard konstatiert worden, ebenso von meinem Vater, der Spezialist auf dem Gebiet der Kinderchirurgie war und der in seiner Doktordissertation die beste Methode der Messung des Beines studiert hatte. Beide stimmen in der Angabe einer wahren Verkürzung des rechten Beines überein.

Drei Mediziner haben bei Emilie Cailleux die Pottsche Krankheit diagnostiziert. Der Untersucher auf Bastion 29, Professor Lecène und Dr. Goret. Die beiden letzteren stellten überdies die Paraplegie, welche das Gehen unmöglich machte, fest.

Nicht minder klar ist die Rückkehr zum Gesundheitszustand. Sie ist einmal ohne Zweifel von den Kranken selbst konstatiert worden, die sich für geheilt erklären, wie auch von ihrer Umgebung und von Medizinern, welche die Krankheit diagnostiziert hatten und nachher die Wiederaufnahme

der gestörten oder aufgehobenen Funktionen wie die anatomische Integrität hervorheben.

Frau Augault findet plötzlich die Fähigkeit zu gehen wieder und bekommt einen derartigen Appetit, daß sie sich auf das erste Stück altbackenen Brotes stürzt. Vom nächsten Morgen an uriniert sie und hat mittags nach dem dritten Mahle Stuhlgang. Die Beweglichkeit, die Funktionen der Verdauung und des Harnlassens, die tiefgreifend gestört waren, ja seit Monaten fast ganz aufgehört hatten, sind wieder normal geworden. In weniger als 24 Stunden, ohne Rekonvaleszenz und ohne Rückfall, hat die Kranke wieder ihr Leben aufgenommen. Am 5. Oktober 1927 schrieb ihr Arzt Dr. Faligant: Ich Unterzeichneter, Doktor der Medizin der Fakultät von Paris, bescheinige, daß ich seit 20. August 1926 Frau Augault in keiner Weise mehr betreut habe, die am 21. August plötzlich geheilt worden ist.

Den Charakter der Plötzlichkeit zeigen auch die Heilungen von Ch. Renauld und E. Cailleux in gleicher Weise. Die erste verläßt das Bad mit zwei Beinen von gleicher Länge; die gleiche Länge ist zunächst in Lourdes von Dr. Boissarie, dann von meinem Vater in Paris bestätigt worden, wird zudem durch das Überflüssigwerden des orthopädischen Schuhes demonstriert.

Die andere erklärt, daß sie aufstehen und gehen will. Sie erhebt sich und geht. Dr. Goret am Orte selbst, nachher Professor Lecène in Paris bestätigen die Veränderung ihres Zustandes.

Welcher Ursache sind diese Heilungen zuzuschreiben? In Lourdes unterziehen sich die Kranken keiner Behandlung. Sie unterliegen der Einwirkung physikalischer Kräfte: täglich setzen sie sich mehrere Stunden bekleidet der frischen Luft aus; das Wasser in den Bädern oder bei den Waschungen ist kalt. Dieses Wasser, dessen Temperatur zwischen 12—14° schwankt, ist mehrmals untersucht worden; es besitzt die Eigenschaften des Trinkwassers, wie man es in Berggegenden mit kalkreichem Boden findet. Kann man annehmen, daß frische Luft und kaltes Wasser ein atrophiertes, drei Zentimeter zu kurzes Bein plötzlich heilen? Oder ein Pottsches Leiden mit Lähmung, eine Kachetikerin im Endstadium (33 kg Gewicht) und die verschiedenen organischen Schäden,

welche Vander Elst[63] in seiner Dissertation vor dieser Fakultät (18. Juni 1908) erwähnt? Das wären ebenso Wunder, nach der Definition, die Pascal davon gibt: Wirkungen, welche die natürliche Kraft der angewandten Mittel übersteigen. Kann irgendeine Kur mit physikalischen, chemischen oder biologischen Agentien als Erklärungsursache für diese Heilungen angenommen werden? Das hieße nur unsere Unkenntnis mit Worten verschleiern und würde bedenklich an die Ärzte Molières erinnern, welche die Wirkung des Opiums durch seine vis dormitiva erklären.

Doch sind materielle Wirkmittel nicht die einzigen, welche in der Therapie eingesetzt werden. Dazu gehören auch psychische Methoden wie Persuasion und Suggestion am Abend oder während des Schlafes. Ihre Heilkraft ist nicht zu leugnen. In unserer Zeit haben namhafte Neurologen Paralytiker zum Gehen, Stumme zum Sprechen, Taube zum Hören, Blinde zum Sehen gebracht.

Pierre Janet hat in seinem Werke ›Médications psychologiques‹ eine lange Liste von Erfolgen bei Neuropathen gegeben. Aber für eine rasche Heilung wie in den drei berichteten Fällen müssen mindestens zwei Bedingungen erfüllt sein, einmal eine persönliche Einwirkung eines heilenden Suggestors, sind doch die Kranken unfähig, sich selbst zu behandeln, dann darf es sich bei der Krankheit nur um eine funktionelle Störung des Nervensystems ohne organischen Schaden handeln. Die Wiederherstellung eines organischen Schadens geschieht niemals im Augenblick. Treffen diese Bedingungen auf unsere Fälle zu? Die eine Heilung geschah in der Sekunde. Eine wahre Verkürzung eines Beines ist ein anatomischer Mangel und keine funktionelle Nervenstörung. Sie widersteht dem gewandtesten Psychotherapeuten. Pottsche Krankheit mit Lähmung, diagnostiziert von Professor Lecène und Dr. Goret, gehören ebenso wenig hierher. Zweifellos entwickeln sich gewisse funktionelle Lähmungen bei lange ans Bett gefesselten Kranken – Emilie Cailleux war neun Monate darin —; doch haben wir hier unfragliche Zeichen organischer Schäden. Man bedenke die starke Steigerung der Knie- und Achilles-Reflexe und Babinski in Beugung. Man

[63] Gemeint ist: Robert Vander Elst, Vraies et Fausses Guérisons Miraculeuses, 3. éd., 1924.

muß auch die Tatsache ›Wirbeltuberkulose‹ bei einer Kranken, die bereits Lungentuberkulose gehabt hatte, bedenken.

Im Falle von Frau Augault liegen zwar zahlreiche nervöse Symptome wie Ohnmachten, Sprechunfähigkeit, Appetitverlust, häufiges und unstillbares Erbrechen, Meteorismus vor. Doch bestand hier auch ein Jahre hindurch blutendes Unterleibsfibrom, das nach Schätzung von Dr. Le Basser einige Monate vor der Heilung die Größe eines ausgewachsenen Fötuskopfes hatte. So mußte es vom kleinen Becken her auf Rektum, Ureter und Blase drücken und die beschriebenen Störungen hervorrufen. Man muß sich auch daran erinnern, daß diese Frau von 48 Jahren bei einer Größe von 153 cm schließlich nur noch 33 kg wog. Funktionelle nervöse Störungen bringen einen Organismus bei einer Dauer von mehreren Monaten in schwere Unterernährung und damit in schwere Gefahr. Zur Wiedererlangung müßten diese Störungen einfach verschwinden. Doch fehlt sowohl bei Frau Augault wie bei Emilie Cailleux jener Mediziner, der den persönlichen Einfluß ausgeübt hätte. Professor Lecène hatte ja gemeint, Emilie Cailleux sei keine Nervöse, die nach Lourdes gehöre. Er hat ihr sicher keine Heilung aufgeredet. Als Dr. Goret E. Cailleux im Auftrage von Professor Lecène untersuchte, war er hinsichtlich der Lourdes-Heilungen selbst noch Skeptiker. Doch naturwissenschaftlich gebildet, wandte er die beste Methode an, um zur Klarheit zu gelangen, ob in Lourdes Kranke und was für Kranke geheilt werden. Er untersuchte vor ihrer Abreise solche, die sich dorthin begaben. Bei seiner Haltung war er nicht in der Lage, E. Cailleux eine Heilung aufzureden.

Hätte die Suggestion die Macht, die man ihr gern zuschreibt, dann wäre Frau Augault in Lourdes gestorben. Denn Dr. Faligant hatte ihr ohne Umschweife und eindringlich versichert, sie würde auf der Reise sterben. Er war dieser Auffassung so sicher, daß er anfänglich die Bescheinigung verweigerte, die sie bei ihrer Anmeldung zur Pilgerfahrt brauchte.

So bleibt nur die Autosuggestion: der Kranke wird gesund, weil er sich seine Gesundheit einredet. Haben unsere drei Kranken sich eine Heilung selbst aufsuggeriert? Dr. Goret, zugleich Kliniker wie Psychologe, unterrichtet uns sehr aufschlußreich über den Geisteszustand seiner Kranken. Sie

forderte gar nicht, nach Lourdes zu reisen. Sie nahm lediglich den Vorschlag an, die Stelle der Bettnachbarin im Krankenhaus, die inzwischen gestorben war, einzunehmen. Doch verspätete sie sich, wie Dr. Goret berichtet, bei Einsendung ihrer Papiere; ihr Antrag kam fünf Tage zu spät in die Hände der Pilgerleitung. Das kann niemand verwundern, der den gutmütigen Charakter von E. Cailleux kennt. So kam es, daß sie mehrere Wochen auf Antwort warten mußte. ... Ihr fehlte die Initiative; sie ließ die Ereignisse über sich kommen. Wo ist da der für eine autosuggestive Wirkung nötige Wille?

Was Frau Augault betrifft, so hatten die den Tod ankündigenden Worte von Dr. Faligant ihre Wirkung bei ihr nicht verfehlt. Am Tage ihrer Abfahrt rechnete sie nur damit, in Lourdes einen süßen Tod zu finden. Sie hatte ihrem Gatten das Versprechen abgenommen, ihren Leichnam nach Craon überführen zu lassen ...

Schlüsse: Schwerkranke sind nach Lourdes gekommen mit verschiedenen funktionellen und organischen Leiden, die durch ärztliche Kunst entweder gar nicht oder nur schwer zu heilen sind. Diese Kranken sind plötzlich geheilt worden, die eine während eines Bades in der Piszine, die andere während einer kultischen Handlung. Die eine, die wegen fehlender drei Zentimeter an einem Beine hinkte, hinkte nachher nicht mehr. Die beiden anderen, die sich nicht mehr erheben und gehen konnten — die eine im höchsten Grade der Kachexie, die andere an Spondylitis tuberculosa mit Paraplegie krank —, sind beide aufgestanden und gegangen. Von diesem Augenblick an haben sie wieder ein normales Leben wie früher geführt. ...

Diese Heilungen durch unbekannte Naturkräfte erklären, hieße unsere Unkenntnis mit Worten verschleiern, aber nicht sie erklären ... Da keine gewöhnliche Ursache für die Heilungen angegeben werden kann, Lourdes aber ein Mittelpunkt christlichen Glaubens ist, legt sich die Frage nahe: Ist nicht dieser Glaube die Ursache der Heilungen? ... Die Antwort kann nur affirmativ sein: diese Heilungen haben den christlichen Glauben zur Voraussetzung« (S. 46—62).

Diese Auszüge aus der Dissertation sprechen für sich.

WUNDER UND NATUR

Der Pariser Mediziner Henri Roger gibt folgende Definition des Wunders: Ein Wunder ist ein den Naturgesetzen konträrer Akt, der durch eine übernatürliche Macht erzeugt ist. Genauer wäre es seiner Ansicht nach — denn er ist das Wunder ablehnender Rationalist — zu sagen, Wunder sei ein Phänomen, das den Naturgesetzen oder unserer Auffassung davon zu widersprechen scheint[64].

Bereits eine solche Definition veranlaßt den an die Unverbrüchlichkeit des Naturgesetzes Glaubenden, »Wunder« als einen Ungedanken abzutun. Fast jede heutige Diskussion um das Wunder bleibt auf dem Vorfelde stecken; es geht meist immer nur um die Verträglichkeit des Wunders mit dem Naturgesetz. »Naturgesetz« ist in dem Denken des modernen Menschen fast zu einer mythischen Größe geworden; es wird daran »geglaubt«, ohne daß man davon einen klaren Begriff hätte. Daher rührt es, daß die ganze Diskussion »Wunder und Naturgesetz«, meist auf falschem Geleise festgefahren, ohne jedes Ergebnis bleibt.

Erst der moderne Mensch hat den Begriff des strengen Naturgesetzes geschaffen. Der Begriff »Gesetz« hat seinen Ursprung im menschlichen Leben und ist von hier auf Naturvorgänge übertragen worden. Im menschlichen Leben bezeichnet »Gesetz« eine bindende Regel seiner freien Handlungen. »Gesetz« meint schon hier Regelung einer Kraft und eines Tuns, aber nicht diese Kraft selbst.

[64] Henri Roger, Les Miracles, 1. vol., J. Crès, 1934, zit. nach: Jean Lhermitte, Le problème des Miracles 6. éd., 1956, p. 7.

Die unter Leitung des Gesetzes vollzogene Tätigkeit erhält ihre Wirklichkeit durch eine Kraft, die sich in der Form ihrer Betätigung durch das Gesetz regeln läßt. Jedoch ist Gesetz in keiner Weise Wirkungsquelle der ihm unterstellten Tätigkeiten.

Wird der Begriff »Gesetz« auf das Geschehen in der unbelebten Natur angewandt, dann fällt hier die Freiheit der Geschehensregelung; sie ist durch eine in der Natur der Wirkkräfte liegende Notwendigkeit ersetzt. »Natur-Gesetze« sind von uns geschaffene Formeln für die ständige Wirkungsweise materieller Dinge, die ihren eigenen Kräften überlassen sind. Eine unklare und unsachliche Rede- und Denkweise hat aus den Gesetzen die eigentliche Ursache des materiellen Geschehens gemacht. Statt dessen ist zu betonen, daß sie abstrakte, oft in ein mathematisches Gewand gekleidete Formeln sind; sie geben nur die Wirk*weise* von Kräften an, die in den Naturdingen liegen. Wir nehmen dabei an, daß sich diese Wirkungsweise stets gleich bleibt oder sich höchstens in genau angebbarer Weise langsam verändert. Da sich nun die als Voraussetzung zunächst einfach hingenommene Annahme von der Gleichartigkeit des Naturgeschehens immer wieder bestätigt, hat sich vielfach die Überzeugung herausgebildet, jedes Geschehnis in Raum und Zeit müsse sich in den auch modal notwendigen Kausalnexus einfügen, eine Durchbrechung der einsinnig festgelegten Wirkweise sei unmöglich; sie würde die Grundlagen der Erfahrung wie der Wissenschaft erschüttern.

So ist »Naturgesetz« im Denken vieler Gebildeter zu einer mythischen Größe emporgewachsen, die als Kraft betrachtet wird, welche alles bewirkt. Ein als Kraft aufgefaßtes Gesetz ist ein Sophismus, dem man allenthalben bei Naturwissenschaftlern begegnet. Die aus dieser Verwechslung gezogenen Folgerungen sind völlig abwegig.

Dem mythifizierten Begriff des »Naturgesetzes« wird sehr häufig ein Monismus kausaler Determination unterschoben, womit dem Naturgeschehen ein völlig unzulängliches Geschehensschema aufgepreßt wird. Mit dem Gedanken der Gesetzlichkeit des Naturgeschehens wird nämlich der weitere Gedanke verbunden, daß es in der Natur nur einsinnig mechanistisch bestimmtes Geschehen gebe, andere Formen von Determination darauf zurückgeführt werden müßten. In diesem Sinne wird behauptet, daß es bei einer bestimmten Lage nur eine bestimmte Wirkung geben könne. Bereits in der Atomphysik ist es heute zumindest fraglich geworden, ob ein solch einsinniger Determinationszwang vorliegt, ob nicht vielmehr in bestimmten Fällen eine Mehrmöglichkeit von Geschehen offen steht. Doch spielt die Frage nach dem Indeterminismus im atomaren Geschehen für die Wunderfrage keineswegs die entscheidende Rolle, die man ihr gelegentlich zuschreibt. Wesentlicher ist die Einsicht, daß das elementare Geschehen physischer Art nicht so starr determiniert ist, daß es übergreifende Formungen durch Wirkkräfte anderer Art ausschlösse.

An die Stelle der fast mythisch gewordenen Größe des »Naturgesetzes« hat ein anderer Begriff zu treten; es ist der der »Naturordnung«. Damit ist eine vielschichtige Ordnung im Naturgeschehen gemeint. Die elementare Wirkungsweise des rein Physikalisch-Chemischen, ob sie nun selbst nur einschichtig oder bereits in sich mehrschichtig ist, steht offen für Determinationen überlagernder Art, was wir von unserem eigenen Kunstprodukt, der Maschine, her wissen, wo das Naturgeschehen durch die technische Einwirkung des Menschen für einen bestimmten Zweck ausgenutzt wird, was gar nicht möglich wäre, wenn eine starre einsinnige Determination vorläge, die nicht zu durchbrechen wäre. Im Lebensgeschehen über-

nimmt die Wesensentelechie als Lebenskraft die finale Ausrichtung des physischen Geschehens auf die biologischen Ziele, wobei sich wahrscheinlich die eine Wesensentelechie im Laufe der Entwicklung eine Reihe von aufeinander abgestimmten Wirkungszentren schafft.[65]

Beim Menschen ist wiederum das rein Vitale des organismischen Lebens überbaut von den physischen Antrieben der Bedürfnisse, Naturtriebe und Instinkte, soweit man beim Menschen noch von solchen sprechen kann. Weiterhin steht das vitale und seelische Getriebe offen für eine persönliche Führung durch Einsicht und willentliche Entscheidung. Der Mensch ist dem in sich abspielenden Naturgeschehen nicht hilflos ausgeliefert, sondern vermag sich nach geistigen Werten selbst zu entscheiden und richtend in das Naturgetriebe einzugreifen, wobei freilich die Gesetze der untergeordneten Natur unangetastet bleiben. Er muß sich nach ihnen richten, kann nichts gegen sie tun, wird aber nicht einsinnig von ihnen gezwungen, sondern benutzt sie vielmehr zu seinen Absichten. In der sittlichen Stimme seines Gewissens tut sich ihm die Zielausrichtung der geistigen Menschennatur auf; sie kommt ihm zum Bewußtsein und drängt, daß er eigentätig an der Verwirklichung seiner Naturanlagen mithelfe. So baut sich eine vielschichtige Naturordnung auf, die hier nur kurz angedeutet werden kann.

Von hier aus ist leicht einsichtig, daß der in der Erörterung der Wunderfrage so viel zerredete Begriff eines Wirkens »contra naturam« ein aequivoker, zweideutiger Begriff ist, dessen unerkannte Zweideutigkeit immer wieder zu Mißverständnissen Anlaß gibt. Auf dem Hintergrund der angedeuteten vielschichtigen Naturordnung gibt es eine Störung der Natur, die in keiner Weise die

[65] Vgl. hierzu: G. Siegmund, Naturordnung als Quelle der Gotteserkenntnis?[2], 1950.

elementare Naturgesetzlichkeit von Druck und Stoß angreift. Empfindet nicht jeder Kranke seine eigene Krankheit als etwas »Naturwidriges«, als etwas, was nicht sein sollte, auch wenn er in keiner Weise daran zweifelt, daß das Krankheitsgeschehen selbst als etwas naturgesetzlich kausal Bedingtes anzusprechen ist? Jede Krankheit ist ein Abirren von der Naturordnung, mithin etwas Widernatürliches. Ihr entspricht eine Seinsstufe höher im Bereich des sich sittlich entscheidenden Menschen die »Sünde«. Sie ist ebenso naturwidrig, auch dann noch, wenn sich das sündige Tun der elementaren Naturgesetzlichkeit bedienen muß, um überhaupt geschehen zu können. Ja, die Sünde ist letztlich die Quelle jeder Naturwidrigkeit überhaupt. Sie hat anfänglich das Gift der Entordnung in die Ordnung der Natur hineingelassen. Sie ist mithin auch im letzten Grunde die eigentliche Ursache der Naturwidrigkeit im Bereiche des Organismischen, eben der Krankheit, auch wenn sich hier die Naturwidrigkeit verselbständigt hat und eigene Wege geht, die der Mensch nicht mehr beherrscht. Selbst wenn man darauf hinweist, daß Gott als Schöpfer der Begründer der Natur ist und sich als solcher nicht an die sobestimmte Gesetzlichkeit der elementaren Naturkräfte zu halten genötigt ist, so lassen die meisten Wunder, die heute geschehen, die elementare Naturgesetzlichkeit unangetastet bestehen. So stellen wunderbare Krankenheilungen, die den größten Teil heutiger Wunder bilden, keine Vorgänge »contra naturam« dar, sondern ein Rückrufen der gestörten Natur in ihre ursprüngliche Ordnung. Dabei hält sich der übernatürliche Eingriff weitgehend an die Gegebenheiten und die Gesetzlichkeiten der Natur.

Christus bindet sein Wundertun meist an geschöpfliche Zweitursachen, auch wenn diese als solche nicht be-

fähigt sind, die Wirkung zu erzielen. Gewiß kann er durch ein herrscherliches Befehlswort die kranke Natur zur Gesundheit zurückrufen, wie er den Sturm auf dem See zu stillen vermag. Zumeist aber sehen wir eine ganz bezeichnende Bindung an Zweitursachen. So läßt er bei der Hochzeit zu Kana erst die Krüge mit Wasser füllen, ehe er daraus Wein macht. So bestreicht er blinde Augen erst mit einem Erdteig, ehe er sie heilt, so läßt er Aussätzige sich in einem Teiche waschen, ehe er ihnen die Gesundheit wiedergibt. Die angewandten Naturmittel sind — das ist ohne weiteres einsichtig — von sich aus nicht dazu fähig, den tatsächlichen Erfolg zu erreichen. Der Erfolg ist durch sein persönliches über die Naturkräfte hinausliegendes Eingreifen verbürgt.

Hier nun hakt ein Agnostizismus mit seiner Berufung auf »unbekannte Naturkräfte« ein. Unsere Kenntnis der Natur — so sagt er — ist bruchstückhaft und wird es bei allem Fortschritt der Naturforschung auch bleiben, so daß wir nie alle Naturkräfte kennen werden, mithin auch nie in der Lage sein werden, bei außergewöhnlichen Vorkommnissen positiv eine natürliche Verursachung auszuschließen, um einen übernatürlichen Eingriff anzunehmen. Dem ist entgegenzuhalten: die fortschreitende Durchdringung der Natur durch die Forschung enthüllt uns zwar immer weiter das Triebwerk der Natur. Dabei aber gibt es keine Aufdeckung von Naturkräften, die grundsätzlich den bisher entdeckten widersprächen. Alle echte Forschung bringt immer nur Erweiterung und Verallgemeinerung von bisher gewonnenen richtigen Einsichten. Wir wissen in großem Ausmaß, wie und was tote Naturkräfte wirken können. So wissen wir, daß sie an sich afinal wirken. Wenn wir nun in einem Wirkungssystem wahrnehmen, wie die Bemühungen ständig auf ein gewisses Ziel ausgerichtet sind, dann sind wir gezwungen zu schließen, daß hier eine die bloßen afinalen Naturkräfte überbauende Kraft wirksam ist, etwa die Lebenskraft oder Entelechie, die auf die an sich richtungslosen Naturkräfte richtend einwirkt und sie so für die Ganzheit des Organismus einspannt. Wie nun die Wissenschaft grundsätzlich in der Lage ist, das Eingreifen einer neuen höheren Determinationsform in eine niedere Seinsschicht festzustellen, wie insbesondere die Biologie nachweisen kann, daß im Lebewesen die Einzelheitskausalität des Chemisch-Physikalischen von einer Hinordnung zu einem biologischen Werte überbaut ist, wie die Medizin seelische Einflüsse auf den Gesundheitszustand zu fassen in der Lage ist, so muß es auch möglich sein, im Einzelfall — wenn auch nicht immer, aber wenigstens doch grundsätzlich — einen Eingriff, der über die Naturmöglichkeiten hinausliegt, mit Sicherheit zu erkennen. Wir vermögen jedenfalls in manchen Einzelfällen die natürliche Unerklärbarkeit des Geschehenen mit Sicherheit anzugeben, weil die am Geschehen beteiligten Faktoren zur Erklärung nicht ausreichen.

In der Diskussion um die Eigenart der Wunderheilung wurde bereits vor Jahrzehnten die These aufgestellt, die Augenblicklichkeit einer Heilung, das Fehlen der normalerweise zur Heilung und Rekonvaleszenz nötigen Zeit mache die Eigenart der Wunderheilung aus. So erkannte Le Bec der »Abwesenheit des Faktors Zeit« bei wunderbaren Heilungen den ersten Rang zu. Indes erweist die vergleichende Beobachtung, daß dieses Kriterium einmal nicht absolut ist und weiterhin auch nicht ausreicht, um viele Heilungen zu erklären. Vor wenigen Jahren wurde die These durch den Augenarzt Louis Merlin erneuert, der behauptet, der Unterschied zwischen natürlicher Heilung und Wunderheilung bestehe nur in der ungeheuren Beschleunigung des Heilvorganges. Er

sagt: »Es ist also nicht so, als ob ein brüsker Übergang vom Krankheitszustande zur Gesundheit stattgefunden hätte, vielmehr ist eine Vernarbung eingetreten, als ob das Leiden natürlich geheilt wäre. Der einzige Unterschied besteht darin, daß der Vorgang in einer unendlich kurzen Zeit stattgefunden hat, statt Monate oder Jahre zu erfordern, vorausgesetzt überhaupt, daß sich das Leiden zum Besseren gewandt hätte. Nebenbei bemerkt, ist es falsch, von Augenblicklichkeit zu sprechen; denn die Zeit ist, streng genommen, nicht gleich Null. Sie ist zumeist nur extrem kurz, Bruchteil einer Sekunde, aber nicht absolut Null. Man kann annehmen, daß der Mechanismus aller wunderbaren Heilungen der gleiche ist; sie geschehen in der gleichen Weise wie die natürlichen Heilungen, nur in einer unendlich kurzen Zeit.«[66]

Vor allem Jean Lhermitte hat das Ungenügen dieser Erklärungen betont mit dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß es viele Heilungen gibt, die nicht nur auf diese modale Weise einer starken Beschleunigung zustande kommen, sondern eine unverständliche substantiale Wandlung darstellen. Lhermitte sagt: »Wenn sich, wie es wiederholt berichtet worden ist, eine Retina und ein optischer Nerv wiederherstellen, wenn ein Patient, der seit acht Jahren an einer Zerreißung des nervus medianus und cubitalis litt mit Folgen, die man sich denken kann: Amyotrophie, Sehnenverkürzung, Hand in Klauenform, auf eine Eintauchung hin geheilt ist, obwohl drei Versuche von Nähen der zerrissenen Nerven vergeblich geblieben waren, so stehen wir vor absolut unerklärbaren Fakten, die auch für einen Neurologen unfaßbar sind. Man verstehe uns wohl: es handelt sich nicht einfach um Heilung eines pathologischen Prozesses,

[66] Louis Merlin, Affections oculaires, in: Cahiers Laennec, Les Guérisons de Lourdes, 1, 1948, p. 17.

sondern um Wiedererschaffung von Organen. Offensichtlich verdienen Tatsachen dieser Art im höchsten Maße die Bezeichnung Wunder.«[67]

Die Annahme einer bloßen Beschleunigung natürlicher Heilvorgänge vermag viele Heilungen nicht zu erklären. So die Heilung der 64jährigen Schwester Maria-Margareta. Diese Ordensfrau litt an eiternder Nephritis, Herzinsuffizienz, Hautwassersucht mit Bildung von Bläschen an den Beinen, die dauernd Feuchtigkeit ausschieden. Die Schwerkranke konnte wegen Atemnot nicht mehr im Bette bleiben, saß Tag und Nacht in einem Sessel. Am 22. Januar 1937 empfand sie während des Besuches der hl. Messe plötzlich einen Druck auf den ganzen Körper und vor allem auf die Beine. Diese schienen sich augenblicklich zu entleeren, so daß die Verbände abfielen. Nach der hl. Messe stellte die Kranke in ihrem Zimmer fest, daß die Ödeme vollständig verschwunden waren. Sie vermochte wieder Schuhe, die sie seit einem Jahre nicht mehr hatte tragen können, anzuziehen und sich den ganzen Tag ohne Ermüdung im Hause zu bewegen. Noch neun Jahre später befand sich die Geheilte bei ausgezeichneter Gesundheit. Das Wunderbare an der Heilung ist das plötzliche Verschwinden großer Flüssigkeitsmengen in den Ödemen — mehrere Liter! —, ohne daß die geringste Ausscheidung von Feuchtigkeit auf den natürlichen Ausscheidungswegen festzustellen war. Hier versagen alle natürlichen Erklärungsversuche. Werden sie doch versucht, wirken sie phantastisch und unwissenschaftlich[68].

Eine Eigentümlichkeit der Lourdes-Heilungen, die nicht selten zu konstatieren ist, deutet Carrel mit folgen-

[67] Jean Lhermitte, Les Problemes des miracles en Médecine, in: Recherches et Débats 4, Pensée scientifique et foi chrétienne, 1953, p. 196.

[68] Lhermitte, p. 111 ff.

den Worten an: »Zuweilen vergehen funktionelle Störungen, bevor noch der anatomische Schaden geheilt ist. Die Skelettentartungen der Pottschen Krankheit, die krebsigen Drüsen können noch zwei oder drei Tage vorhanden sein, nachdem die hauptsächlichen Schäden schon behoben sind.«[69] Das Wesentliche der Heilungen besteht zunächst in einer physiologischen restitutio ad integrum, d. h. der Geheilte vermag ein normales Leben wiederaufzunehmen, obwohl die Krankheitsschäden eigentlich noch bestehen. So ist es wiederholt geschehen, daß ein Blinder wie ein Normaler sehen konnte, obwohl ein Facharzt etwa noch Atrophie der Papille und des Retinaapparates feststellte, so daß er urteilte: Der Kranke kann unmöglich sehen! Indes bewies die Prüfung der Funktion das Gegenteil seiner Behauptung. Auch heilen die anatomischen Schäden nicht immer völlig ab. Es kann ein Restbestand bestehen bleiben, ohne daß indes die Lebensbetätigung dadurch beeinträchtigt würde. Offensichtlich zielt der wunderbare Eingriff nur auf Beihilfe zu einer normalen Lebensbetätigung ab, keineswegs immer zu einer völligen anatomischen Restitution. Eben dieser Umstand ist viel umstritten worden. Leuret und andere neigen dazu, in den bestehen bleibenden Restbeständen eine Art Siegel auf Krankheit und Heilung sehen zu wollen, während Lhermitte solchen Heilungen den Wundercharakter abstreiten will.

Der Heilungsvorgang selbst wird verschieden beschrieben. Es kann sein, daß nach einem tiefen Schlaf volle Gesundheit da ist. In den meisten Fällen aber wird bei der Heilung ein sehr heftiger, durch und durch erschütternder Schmerz gemeldet. Geheilte verwenden für dieses Erlebnis Bilder wie das eines Blitzes, der sie durchfährt, oder von einem Schraubstock, in den sie eingespannt sind, oder von einem glühenden Eisen, das sie brennt. Bei diesem durch und durch gehenden Schmerz erfolgt die eigentliche Wiederherstellung der kranken Gewebe, die Umstellung des Organismus von Krankheit auf Gesundheit. Damit ist zugleich der Natur ein erstaunlicher Impuls erteilt, noch weitere bestehende Schäden auf raschem Wege auszugleichen. Fast immer tritt ein ungewohnter starker Appetit auf, das verlorene Gewicht wird schnell aufgeholt. Sind die ersten Schritte eines wiedergewonnenen Gehens noch unsicher, so wird meist nach Stunden oder wenigen Tagen volle Sicherheit erlangt. Nach dem eigentlichen wunderbaren Eingriff ist offensichtlich die Natur mit ihrer Tätigkeit wieder in ihr Recht eingetreten. Der physiologischen Restitution, die es erlaubt, das gesunde Leben wiederaufzunehmen, hinkt die Restitution anatomischer Schäden vielfach nach.

[69] Carrel, Der Mensch, S. 122.

DIE WUNDER JESU ALS GESCHICHTLICHE TATSACHEN

Seit mehr als einem Jahrhundert ist immer wieder von neuem mit entschlossenem Ernst, rücksichtsloser Kritik um die Geschichtlichkeit der Person Jesu und seines Werkes gerungen worden; noch nie sind geschichtliche Quellen bis auf den letzten Buchstaben so oft und gründlich kritisch gewendet worden wie die Evangelien. Aber keine der so häufig aufgestellten umstürzenden Hypothesen, die gegen die Ursprünglichkeit und geschichtliche Treue der evangelischen Berichte gerichtet waren, hat Bestand gehabt. Im Gegenteil, immer stärker verfestigt sich die wissenschaftliche Überzeugung, daß die Worte Jesu, vor allem in den drei ersten Evangelien, den sogenannten synoptischen, nämlich Markus, Matthäus und Lukas, ausreichend beglaubigt sind. Mit solchen Worten (»Logien«) Jesu, die auch der schärfsten Kritik standgehalten haben, sind Wundertaten oft unlöslich verknüpft, keineswegs — wie gelegentlich behauptet worden ist — nur so, daß sie den »Rand« seiner Erscheinung bildeten, Nebenwerk, das der Volksmund hätte nachträglich hinzufügen können.

Zu Beginn seiner Wirksamkeit in Galiläa steht nach der synoptischen Überlieferung eine besonders eindrucksvolle Wundertat Jesu, die ihn als »*Heiland*« in seinem Sinne einführt, als Heiler zunächst der sündigen Seele, der aber zum Erweis seiner göttlichen Kraft und in Vollendung seines Heilswirkens auch die krankmachenden leiblichen Folgen durch ein »Zeichen« heilt. Vier Männer bringen einen Gelähmten getragen, können aber wegen des Volksandranges nicht zu Jesus hin, der in einem Hause lehrt. Kurzentschlossen decken sie deshalb das Dach teilweise ab und lassen die Tragbahre mit dem Gelähmten durch die Öffnung hinab. Nicht der kranke Leib, dessentwegen doch offensichtlich der Kranke zu Jesus gebracht war, ist es, dem sich Jesu zunächst zuwendet, sondern die Seele. »Als Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gelähmten: ›Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben‹«. Daran nahmen einige Schriftgelehrten Anstoß; sie dachten in ihrem Innern: »Was redet der so? Er lästert Gott! Wer kann Sünden vergeben als Gott allein« — freilich wagten sie es nicht, diesen Anstoß laut zu äußern. Doch antwortet Jesus darauf und beweist ihnen seine Gewalt, Sünden nachzulassen, durch die Tat. »Was ist leichter?« — fragt er —, »dem Gelähmten zu sagen: ›Deine Sünden sind dir vergeben‹, oder: ›Steh auf, nimm dein Bett und geh deines Weges?‹ Damit ihr aber wisset, daß ›des Menschen Sohn‹ Macht hat, Sünden auf Erden zu vergeben« — sprach er zu dem Gelähmten: »Ich sage dir, steh auf, nimm dein Bett und geh nach Hause!« Jener erhob sich, und sogleich nahm er sein Bett und ging vor aller Augen des Weges, so daß alle vor Staunen außer sich waren und Gott priesen. Sie sagten: »So etwas haben wir noch nie gesehen!« (Mk 2, 1—12; Mt 9, 1—8; Lk 5, 17—26).

Beides greift über die Naturordnung hinaus, sowohl einen Kranken mit einem Worte zu heilen, wie Sünden nachzulassen. Aber — so meinen die Gegner Jesu — das Zweite ist der Sichtbarmachung entzogen, kann deshalb auch unbefugterweise usurpiert werden, wohingegen es ein gewaltiges Wagnis bedeutet, einen Heilungsbefehl auszusprechen. Was die Schriftgelehrten denken, spricht Christus unverhohlen aus. In diesem Berichte der Evangelien sind originelle unerfindliche Worte Jesu eng ver-

knüpft mit einer Wundertat, so daß die Worte, die als echt gelten, auch wiederum die Tat stützen. Überdies ist hier der Vorgang so lebendig und eindrucksvoll geschildert, daß die Deutung als spätere Legende und Erfindung nicht versucht worden ist. Auch finden sich keine religionsgeschichtlichen Parallelen dazu, wie es bei Legenden meist der Fall ist.

Ein Bedenken freilich kann der ärztlich gebildete Beurteiler der Gegenwart hier noch anmelden: wir wissen nicht, ob es sich vielleicht nicht um ein funktionelles Leiden gehandelt habe, das einem suggestiv wirkenden Machtwort einer überragenden Persönlichkeit zugänglich war. Doch ist diesem Bedenken entgegenzuhalten, daß auch Jesus den Kranken vorher nicht untersucht hat, daß er unbekümmert um Art und Schwere der Krankheit in ruhiger Gelassenheit und selbstverständlichem Vertrauen auf seine Macht den Heilungsbefehl ausspricht.

In voller Öffentlichkeit, ohne die zauberhaften Anstrengungen eines Medizinmannes oder Schamanen, sondern in majestätisch überlegener Ruhe tut Jesus seine Wunder.

Als er eines Sabbats einen Mann mit einer erstorbenen Hand in der Synagoge traf, forderte er ihn auf, sich mitten hin zu stellen. »Komm, tritt in die Mitte!« Dann richtete er an die Anwesenden die Frage: »Was ist recht: soll man am Sabbat Gutes oder Böses tun — soll man ein Leben retten oder es umkommen lassen?« (Mk 3, 3f). »Wer von euch wird, wenn er ein einziges Schaf besitzt, das am Sabbat in eine Grube fiel, nicht nach ihm greifen und es herausholen? Wieviel mehr aber ist ein Mensch als ein Schaf! Also darf man am Sabbat Gutes tun« (Mt 12, 11 f). Als Jesus auf seine Frage keine Antwort erhielt, blickte er sich im Kreise um, voll Zorn und zugleich voll Trauer über ihre Herzenshärte, und sprach zu dem Manne: »Strecke deine Hand aus!« Jener streckte sie aus — und seine Hand war geheilt (Mk 3,5; Mt 12, 13; Lk 6, 6—11). Nach der Heilung einer zusammengekrümmten Frau am Sabbat, die seit achtzehn Jahren von einem bösen Geist so geschwächt wurde, daß sie sich nicht mehr ganz aufzurichten vermochte, wies Jesus den Unwillen der Vorsteher des Bethauses mit folgenden Worten zurecht: »Ihr Heuchler, löst nicht jeder von euch am Sabbat seinen Ochsen oder Esel von der Krippe und führt ihn zur Tränke? Diese Frau ist eine Tochter Abrahams, die der Satan nun schon seit achtzehn Jahren gebunden hatte — durfte sie nicht am Sabbat von dieser Fessel gelöst werden?« (Lk 13, 15 ff).

Bei der Gruppe der Sabbatheilungen ist auch zu bedenken, daß Jesu Tun hier nicht von einer Welle kritiklos wundersüchtigen Glaubens getragen ist, die sonst die gewöhnliche Voraussetzung des »Wunderkünstlers« darstellt, sondern von der eisigen Atmosphäre des Mißtrauens und Unglaubens. Es gibt keine schärferen Kritiker der Wunder Jesu als die Pharisäer, sieht doch nichts schärfer als Haß. Hier waren die Männer, die ihrem Bildungsstand nach durchaus in der Lage waren, Scheinwunder als solche zu entlarven und gelegentliches Versagen, wie es bei Wunderkünstlern vorkommt, an den Pranger zu stellen. Bezeichnend ist es doch, daß sie die Wunder Jesu in ihrer Tatsächlichkeit nicht leugnen, aber mißdeuten. Sie werfen Jesus vor, er stünde mit dem Satan im Bunde. Die Antwort Jesu darauf gehört wieder zu »solchen Redestücken, welche die Kritik als sehr alt und zuverlässig betrachtet« (Wikenhauser[70]). »Wenn ich die Teufel durch Beelzebub austreibe, durch wen treiben dann eure Söhne sie aus? Diese werden darum eure Richter sein. Wenn ich aber die Teufel durch den Geist Gottes

austreibe, so bedeutet dies, daß das Reich Gottes zu euch gekommen ist« (Mt 12, 27 ff; Lk 11, 18 f). Wollte man »diese Logik als unecht, d. h. als Gemeindebildungen erklären«, so wäre dies »vollendete Willkür« (Wikenhauser). So verbürgen die angeführten Jesuworte auch die Taten, von denen sie nicht ablösbar sind. Sowohl der Vorwurf der Gegner wie die Antwort Jesu setzen die Tatsächlichkeit der geschehenen Wundertaten voraus.

Von allen Evangelien wird das Wunder der Brotvermehrung berichtet. Handelt es sich nicht hier um eine Legende, die eine vielleicht natürliche Klugheit des Herrn nachträglich zu einem Wunder aufbauschte? Darauf antwortet Eder[71] mit folgendem Hinweis: Ein Wort scharfer Zurückweisung von seiten Jesu an seine Jünger stellt auch dieses Wunder sicher. Die Apostel verewigen seinen Tadel, eine Tatsache, die der Wahrheitsliebe der Apostel alle Ehre macht und die als Erfindung undenkbar ist, setzen sie damit doch ihr Ansehen in den Augen der Hörer und Leser herab. Der Tadel knüpft sich an ein Mißverständnis der Jünger. Sie hatten die Mahnung: »Nehmt euch in acht vor dem Sauerteig der Pharisäer und des Herodes« wörtlich genommen und meinten, sie sollten von den Pharisäern keine Speisen annehmen. Jesus klärte ihren Irrtum auf: »Was macht ihr euch Gedanken darüber, daß ihr kein Brot habt? Versteht und begreift ihr noch immer nicht? Begreift euer Herz so schwer, daß ihr Augen habt und doch nicht seht? Ohren habt und doch nicht hört? Denkt ihr nicht mehr daran, wie ich damals fünf Brote für die fünftausend brach? Wieviel Körbe von Stücklein habt ihr damals aufgehoben?« Sie antworteten ihm: »Zwölf.« »Und als ich

[70] A. Wikenhauser in Lex. d. Theol. u. Kirche X, 1938, Sp. 985.

[71] Gottfried Eder, Der göttliche Wundertäter. Ein exegetischer und religionswissenschaftlicher Versuch, 1956, S. 92 f.

die sieben Brote für die viertausend brach, wieviel Körbe von Stücklein habt ihr damals aufgehoben?« Sie antworteten: »Sieben.« Erst als er fortfuhr: »Habt ihr immer noch kein Verständnis?«, ging ihnen ein Licht auf, daß der Herr nicht vor dem materiellen Sauerteig, sondern vor dem geistigen, d. h. vor der Lehre und Lebensweise der Gegner warnen wollte (Mk 8, 14–21; Mt 16, 5–12). In diesem unbezweifelten Worte Jesu wird von neuem das zweimal geschehene Wunder der Brotvermehrung mitbestätigt.

Bei einigen Wundern hatte sich das Machtwort Jesu, welches das Zeichen gebot, den Miterlebenden so tief ins Gedächtnis eingeprägt, daß noch im griechischen Text des Evangeliums der ursprüngliche aramäische Laut als erratischer Block stehen geblieben ist. In Gegenwart der Apostel Petrus, Jakobus und Johannes faßte Jesus die eben verstorbene Tochter des Synagogenvorstehers Jairus an der Hand und hieß sie aufstehen mit den Worten: »Talitha, kumi!« Sogleich stand das zwölfjährige Mädchen auf (Mk 5, 41). Ein andermal gibt Jesus einem Taubstummen das Gehör wieder mit dem Befehl an Ohr und Zunge: »Effatha« (d. h. Tu dich auf!) (Mk 7, 34).

Historisch gesehen dürfen die in den Evangelien berichteten Wunderheilungen nicht mit jenen auf eine Stufe gestellt werden, die aus den antiken Heiligtümern des Asklepios gemeldet werden. Was einzelne Kranke nach den Angaben der Votivtafeln erfahren haben, konnte von der Öffentlichkeit nicht beobachtet und nachgeprüft werden. Deutlich genug tragen manche dieser Erzählungen den Stempel der bloßen Legende an der Stirn, so wenn es heißt, einem Patienten sei im Traume der Kopf abgeschnitten, das Wasser aus dem Leibe entfernt und dann der gesunde Kopf wieder aufgesetzt worden. Jesu Heilwunder aber geschehen nicht bloß in

voller Öffentlichkeit. Er wird bei seinem Tun von den Schriftgelehrten »belauert«, heißt es bezeichnenderweise im Evangelium (Mk 3,2; Lk 14,1). Seine Wunder werden von ihnen zum Gegenstand amtlicher Beratung gemacht. Nach der Heilung eines Blindgeborenen »wollten es die Juden gar nicht glauben, daß dieser blind gewesen und sehend geworden sei, bis sie die Eltern des geheilten Blinden herbeigerufen hätten. Und sie fragten sie: ›Ist das euer Sohn, der blind geboren wurde, wie ihr sagt? Wie kommt es, daß er nun sieht?‹ Die Eltern antworteten: ›Wir wissen, das ist unser Sohn, der blind geboren wurde. Wie es aber kommt, daß er nun sieht, wissen wir nicht, und ebensowenig wissen wir, wer ihm die Augen geöffnet hat. Fragt ihn selbst, er ist alt genug, er kann über sich selbst Auskunft geben.‹ So sagten seine Eltern aus Furcht vor den Juden. Denn die Juden waren schon übereingekommen, daß jeder, der ihn als den Messias bekenne, aus der Synagoge ausgestoßen werden sollte. Darum sagten seine Eltern: ›Er ist alt genug, fragt ihn selbst.‹ Nun ließen sie den Mann, der blind gewesen war, nochmals rufen und sprachen zu ihm: ›Gib Gott die Ehre! Wir wissen, daß dieser Mensch ein Sünder ist.‹ Der Mann erwiderte: ›Ob er ein Sünder ist, weiß ich nicht; ich weiß nur eins: ich war blind und kann nun sehen.‹ Sie fragten ihn: ›Was hat er mit dir angefangen? Wie hat er dir die Augen geöffnet?‹ Er antwortete ihnen: ›Ich habe es euch schon gesagt, aber ihr habt nicht darauf gehört. Warum wollt ihr es nochmals hören? Wollt vielleicht auch ihr seine Jünger werden?‹ Da schmähten sie ihn und sagten: ›Magst du sein Jünger sein, wir sind des Moses Jünger. Daß Gott mit Moses geredet hat, wissen wir; woher aber dieser kommt, wissen wir nicht.‹ Der Mann entgegnete ihnen: ›Das ist doch sonderbar, daß ihr nicht wißt, woher er kommt, er hat mir doch die

Augen geöffnet. Wir wissen, daß Gott Sünder nicht erhört; wer dagegen Gott fürchtet und seinen Willen tut, den erhört er. Solange die Welt steht, hat man noch nicht gehört, daß jemand einem Blindgeborenen die Augen geöffnet hat. Wäre dieser nicht von Gott, so könnte er nichts vollbringen!‹ Da entgegneten sie ihm: ›Du bist ganz in Sünden geboren und willst uns belehren?‹ Und sie stießen ihn aus« (Jo 9, 18—34). Jesus wirkt Wunder, aber nicht in der Kraft Gottes, sondern des Satans, das war das Ergebnis der pharisäischen Kritik und blieb die amtliche Auffassung des späteren Judentums.

Jesus heilte nicht nur Kranke, sondern rief Tote ins Leben zurück, so die zwölfjährige Tochter eines Synagogenvorstehers (Mk 5,21 ff), einen Jüngling, den man bereits zu Grabe trug (Lk 7, 11 ff), und Lazarus, der bereits den vierten Tag im Grabe lag. In der Tätigkeit des Herrn bildete der Befehl an den toten Lazarus, lebendig aus dem Grabe herauszukommen, einen Höhepunkt voll dramatischer Spannung sondergleichen. Eindrucksvoll wird von Johannes im elften Kapitel seines Evangeliums die Dramatik dieses Befehles herausgestellt. Bereits als die Krankheit eine bedrohliche Wendung genommen, hatten die Schwestern des Schwerkranken Jesus die Botschaft gesandt: »Herr, derjenige, den du lieb hast, ist krank!« In seiner Antwort auf die Botschaft deutete Jesus zwar sein Vorhaben an: »Diese Krankheit führt nicht zum Tode, sondern dient zur Verherrlichung Gottes: der Sohn Gottes soll durch sie verherrlicht werden.« Doch glaubte man allgemein, Jesus könne nur helfen, solange Lazarus noch am Leben sei und Jesus sich persönlich zu ihm hinbegebe. Eben darum blieb er noch zwei Tage an dem Orte, an dem er sich beim Eintreffen der Botschaft befand. Als die Jünger seine erste Andeutung

vom bereits eingetretenen Tode des Lazarus mißverstanden, erklärte er ihnen offen: »Lazarus ist gestorben, und ich freue mich, daß ich nicht dort war — um euretwillen, damit ihr glauben lernt.« Als dann Jesus schließlich doch nach Bethanien ging und dort ankam, »fand es sich, daß jener bereits vier Tage begraben lag«. Noch waren viele Juden da, die den Schwestern ihre Teilnahme bezeigen wollten. Auf Marthas zart andeutende Klage, daß er nicht rechtzeitig gekommen, erklärte ihr Jesus ausdrücklich: »Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt; und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben.« Als anwesende Juden bemerkten, wie Jesus am Grabe vor Rührung die Tränen kamen, meinten sie zueinander, nach seinen bisherigen Wundertaten hätte dieser wohl auch den Tod von Lazarus aufhalten können. Doch daß Jesus die Macht habe, einen seit vier Tagen Verwesenden lebendig aus dem Grabe herauszurufen, kam niemand in den Sinn, auch denen nicht, die Jesus bereits als Herrn über Leben und Tod anerkannten. So muß es für die Miterlebenden ein Augenblick höchster Spannung gewesen sein, als Jesus nach Öffnung des Grabes mit lauter Stimme den Befehl erteilte: »Lazarus, komm heraus!« In diesem Augenblick mußte es sich erproben, ob Jesu Reden davon, daß er das Leben selbst sei, bloßes Gerede oder mehr wäre, ob er in Wirklichkeit Herr des Lebens war, der dem Tode gebieten konnte. Hier mußte sich zugleich erweisen, ob Jesus mit seinem Selbstzeugnis für sich allein stand, oder ob ihn der Vater vom Himmel her bestätigte, ob also nach rechtlicher Auffassung der Zeit die Verpflichtung bestand, das Zeugnis als wahr anzunehmen. Das Evangelium berichtet nichts von dem unmittelbaren Eindruck dieser Totenerweckung; nur auf Grund innerer Einfühlung in die Lage der Miterlebenden können wir die ungeheure Spannung ahnen, mit welcher sie das Befehlswort Jesu an den toten Lazarus vernahmen und auf das Grab schauten, ob sich der Tote rühren und herauskommen werde. Er kam. Mußte die Miterlebenden nicht der Schauder göttlicher Majestät überlaufen in der Erkenntnis, hier den vor sich zu haben, der über Leben und Tod gebietet?

Die Auswirkungen dieses ungeheuren Wunders sind nach den Angaben des Evangeliums nicht nur dürftig, sondern geradezu erschütternd. Statt sich unvoreingenommen dem Eindruck des Geschehens hinzugeben, waren die Miterlebenden mehr oder minder stark von mißtrauischem Vorurteil gehalten. »Es begannen manche Juden, die zu Maria gekommen waren und sahen, was er vollbracht hatte, an ihn zu glauben; einige aber von ihnen liefen zu den Pharisäern und berichteten ihnen, was Jesus getan.« Unter dem atemberaubenden Druck des Geschehenen beraumten die Hohenpriester und Pharisäer eine Ratssitzung an und sprachen: »Was tun wir? Dieser Mensch vollbringt viele Zeichen, und wenn wir ihn so gewähren lassen, werden noch alle an ihn glauben.« So entschlossen sie sich auf den Rat des Kaiphas hin, ihn aus dem Wege zu räumen.

An dieser so außerordentlichen Tat erfolgte mithin die letzte entscheidende Trennung der Geister. Wer die Aussagen der Evangelien in dem gelten läßt, was sie wirklich besagen, kann in keiner Weise die These vertreten, die Wunder Jesu seien nur belanglose Randerscheinung, die sich von seinem eigentlichen Wesen ablösen ließen. Sie stellten »Zeichen« dar, durch die der »Vater« Jesu in der Tat unerhörte Selbstaussagen bestätigt.

Das entscheidende und das ganze Christentum tra-

gende Wunder sollte die Auferstehung des Herrn selbst werden. Die Verkündigung der Apostel und der Urkirche erschöpft sich nicht in einer Lehre, sondern will Zeugnis ablegen von den tatsächlichen Taten des Herrn, seinem Kreuzestod, seiner Auferstehung und seiner Himmelfahrt. Nur deshalb konnte die Auferstehungsbotschaft so dynamisch wirken, weil dahinter die Überzeugung von ihrer geschichtlichen Wirklichkeit stand. Die ältesten Quellen haben wir in jener Überlieferung, die der Apostel Paulus im Eingang des fünfzehnten Kapitels des ersten Korintherbriefes anführt und die er selbst schon um die Mitte der dreißiger Jahre empfangen hatte. Entschiedener als es Paulus hier tut, könnte das geschichtliche Fundament, auf dem der Erlösungsglaube ruht, nicht ausgesprochen werden:

»Ich möchte euch im klaren wissen, Brüder, über die Heilsbotschaft, die ich euch verkündet habe — ihr habt sie auch angenommen und steht darin fest, und durch sie gelangt ihr zum Heile, wenn ihr euch an das Wort haltet, mit dem ich euch die Heilsbotschaft brachte — ihr müßtet denn vergeblich gläubig geworden sein. Ich habe euch vor allem weitergegeben, was ich selbst empfangen hatte: Christus ist für unsere Sünden gestorben gemäß der Schrift, ist begraben und am dritten Tage auferweckt worden gemäß der Schrift und ist dem Kephas erschienen, hernach den Zwölfen; sodann erschien er mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal, von denen die meisten noch leben, während einige entschlafen sind; ferner erschien er dem Jakobus, dann allen Aposteln, und zuletzt von allen, gleichsam als einer Fehlgeburt, erschien er auch mir . . . Wenn nun aber von Christus verkündet wird, daß er von den Toten auferweckt wurde, wie können da einige unter euch meinen, es gebe keine Auferstehung der Toten? Gäbe es keine Auferstehung der

Toten, so wäre auch Christus nicht auferweckt worden; wäre Christus nicht erweckt, so wäre ja unsere Verkündigung hinfällig, und hinfällig dann auch euer Glaube. Dann müßten wir auch als falsche Zeugen Gottes gelten: wir hätten gottwidrig ausgesagt, er habe Christus auferweckt, den er nicht auferweckt hätte, wenn die Toten ja doch nicht auferweckt würden. Denn wenn die Toten nicht auferweckt würden, so wäre auch Christus nicht auferweckt worden; wäre aber Christus nicht auferweckt, so wäre unser Glaube nichtig . . . Nun aber ist Christus von den Toten auferstanden, als Erstling der Entschlafenen.«

Aus diesen Ausführungen spricht kein Phantast und Visionär, der sich selbst in einen Auferstehungsglauben fanatisch hineinverrannt hätte, sondern ein Mann eines unbedingten Willens zur Redlichkeit und Wirklichkeit, der sich über die Tragweite seiner Verkündigung völlig klar ist. Die ganze Verkündigung wie der ganze Glaube hängen an der historischen Wirklichkeit der Auferstehung.

Neben dem Pauluszeugnis des ersten Korintherbriefes stehen »andere urchristliche Glaubensformeln, die gelegentlich im Neuen Testament auftauchen, sowie die Schemata der urchristlichen Missionspredigt, die uns der Evangelist Lukas in der Apostelgeschichte als alte Summarien des christlichen Glaubens aufbewahrt hat . . . In diesen Quellen haben wir, aufs Ganze gesehen, den Niederschlag des Zeugnisses bestimmter qualifizierter Augen- und Ohrenzeugen vor uns. Ihr Kreis war so exklusiv, daß selbst der Apostel Paulus sich auf ihr Zeugnis stützte« (H. Schlier[72]).

Wer unvoreingenommen die seelische Lage der Apostel

[72] Heinrich Schlier, Das Neue Testament und der Mythus, in: Hochland, 48. Jhrg., 1955/56, S. 205.

und die genauen Umstände des Todes und des Begräbnisses Jesu bedenkt, muß es für unmöglich halten, daß sich die Apostel den Auferstehungsglauben aus überhitzten Erwartungen selbst geschaffen hätten. Nach dem für sie unerwarteten Tode ihres Herrn am Kreuze war ihr Glaube zusammengebrochen. »Wir hatten gehofft, er würde Israel erlösen« (Lk 24, 21). Nicht sie sind es gewesen, sondern fromme Frauen, die zuerst das leere Grab entdeckten. Ja, selbst deren erste Botschaft vom leeren Grabe und der Auferstehung fand noch keinen Widerhall in ihrem niedergedrückten Gemüt. Wenn dann von der Pfingstpredigt an einhellig das Zeugnis ertönt: »Diesen Jesus hat Gott auferweckt, dessen sind wir alle Zeugen« (Lk 2, 32), dann muß ein wirkliches Geschehnis dazwischen liegen, das den zerbrochenen Glauben der Apostel aufgerichtet hat. Rein psychogene Visionen sind keine Erklärung für den völligen Umschwung bei den Jüngern, die mit opferbereitem Freimut die Auferstehung Christi verkünden und daraus das Fundament ihres ganzen weiteren Tuns, ihres Lebens und — wohlgemerkt — auch ihres Sterbens machen.

Übereinstimmend berichten alle Evangelien von der Auffindung des leeren Grabes durch fromme Frauen am Morgen des »dritten Tages«. Sie erzählen ferner von verschiedenen Erscheinungen des Auferstandenen, von der mißtrauischen Zurückhaltung der Apostel, von dem Zweifel des Thomas, der sich eine ganze Woche hindurch eigensinnig dem Zeugnis der übrigen verschloß, bis er selbst seine Finger in die Wunden des Auferstandenen legte. Freilich berichten sie auch von der Apostel unbedingtem Glauben, nachdem sie sich die Überzeugung von der Wirklichkeit des Auferstandenen gebildet hatten. Die Berichte der Evangelisten von der Auferstehung sind nicht vollständig; sie scheinen sich auf den ersten

Blick sogar in manchen Einzelheiten zu widersprechen. Doch beziehen sich die Unstimmigkeiten nur auf Nebenumstände. Mit Recht hat man gesagt, die evangelischen Berichte gewinnen dadurch an geschichtlichem Wert, daß »keine künstliche Harmonisierung vorgenommen wurde und keine leeren Fabulierungen und legendenhaften Ausschmückungen in sie eindringen konnten« (A. Lang[73]). Begreiflich wird die Unausgeglichenheit der Auferstehungsberichte durch die Aufregung der ersten Stunden am Auferstehungstage.

Zu bedenken steht ferner, daß die Predigt der Apostel über die Auferstehung des Herrn in Jerusalem selbst begann. Hier wo sich das Grab des Herrn befand, wo die Zeugen des Begräbnisses und der sich daran schließenden Begebnisse zu vernehmen waren, wäre die Auferstehungspredigt der Apostel unmöglich gewesen, wenn sie des Leerseins des Grabes am Ostermorgen und der Erscheinungen des Herrn nicht völlig sicher gewesen wären. Waren sie aber dessen sicher, so konnte ihre Predigt nirgendwo anders erfolgreicher sein.

Ein bedeutsames altchristliches Zeugnis, das die Taten Jesu bestätigt, haben wir bei Quadratus. Dieser Apostelschüler überreichte im Jahre 123/124 oder 129 dem Kaiser Hadrian (117—136) eine Verteidigungsschrift des christlichen Glaubens, von der uns Eusebius folgendes Fragment überliefert hat: »Ständig waren in ihrer Tatsächlichkeit gegenwärtig die Werke unseres Erlösers: nämlich die Geheilten und die von den Toten Auferstandenen. Nicht nur hatte man sie im Augenblick ihrer Heilung und Auferstehung geschaut, sondern immer waren sie zu sehen, nicht nur solange der Erlöser hienieden weilte, sondern noch geraume Zeit, nachdem

[73] Albert Lang, Fundamentaltheologie I, Die Sendung Christi, 1954, S. 242.

er von der Erde gegangen. Sogar in unserer Zeit leben noch einige von ihnen.«[74]

Ausdrücklich hat der Herr den Seinen verheißen, daß die Bestätigung durch Zeichen nicht auf ihn persönlich beschränkt sein werde, sondern auch das Wirken seiner Sendboten begleiten werde. Seinen Aposteln erteilte der Herr den ausdrücklichen Befehl, nicht nur Kranke zu heilen, böse Geister auszutreiben, sondern auch Tote zu erwecken. »Gehet hin und verkündet: Das Himmelreich ist nahe! Heilt die Kranken, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, vertreibt böse Geister!« (Mt 10,8). Im Markus-Schluß, der nachträglich hinzugefügt ist, steht: »In meinem Namen werden sie böse Geister austreiben, in neuen Sprachen reden, Schlangen aufheben, wenn sie Giftiges trinken, keinen Schaden nehmen, und wenn sie Kranken die Hände auflegen, werden diese gesunden« (Mk 16, 17 f). Nach Johannes erklärte Christus einmal sogar: »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich tue, auch seinerseits tun, und noch Größeres als dies wird er tun ... Wenn ihr in meinem Namen um etwas bittet, werde ich es tun« (Jo 14, 12—14). Danach steht also zu erwarten, daß, solange die Kirche der weiterlebende Christus bleibt, auch Wunderzeichen geschehen. Sie gehören zur Bestätigung der Sendung Christi, dürfen und müssen mit den Mitteln heutiger Wissenschaft verifiziert werden, damit auch unser Glaube die gleiche Gewißheit gewinnt, die der Glaube der Apostel gehabt hat[75].

[74] Kirchengeschichte des Eusebius Pamphili, Bischofs von Cäsarea; übers. v. Phil. Haeuser, 1937, S. 158.

[75] Eingehendere Darlegungen über die Geschichtlichkeit der Wunder Jesu siehe in: Gottfried Eder, Der göttliche Wundertäter. Ein exegetischer und religionswissenschaftlicher Versuch, 1956; Albert Lang, Fundamentaltheologie I, Die Sendung Christi, 1954; Werner Bulst S. J., Vernünftiger Glaube. Die geschichtlichen Grundlagen des Glaubens an Christus, 1957.

DER GLAUBE AN DAS WUNDER

In der Diskussion um das Wunder ist immer wieder folgende Frage gestellt worden: Ist die Erscheinung des Wunders, insbesondere einer Wunderheilung, für den menschlichen Verstand so zwingend, daß er sich dieser Kundgebung des Übernatürlichen beugen muß? Nötigt eine wunderbare Erscheinung den Verstand derart, daß er sich gefangen geben muß, so ähnlich, wie er sich der Einsicht in das Ergebnis einer mathematischen Operation, die er geistig mitvollzieht, nicht entziehen kann? Oder aber enthält die Anerkennung eines Wunders eine Spielbreite, so daß es eines Willensentschlusses brauchte, um das Wunder anzuerkennen? Wäre damit gemeint, daß die sachlichen Gründe für das Urteil »Wunder« nicht ausreichen und in die bleibende Lücke der Wille einzutreten habe, gemäß dem Worte: Stat pro ratione voluntas, so wäre eine derartige Entscheidung für das Wunder letzten Endes irrational. Sie überschritte die Zulässigkeit der sachlichen Rechtsgründe und wäre ein »Glauben« in einem persönlich-subjektiven Sinne, dem man die Allgemeinberechtigung aberkennen müßte.

Lehnen wir auch einen subjektiven Glauben, der die Lücke von Rechtsgründen überspringt, als ungenügend ab, so ist doch anderseits zu sagen, daß die Begegnung mit dem Wunder den menschlichen Geist keineswegs so bezwingt, wie das geistige Nachvollziehen einer mathematischen Berechnung zur Annahme des Ergebnisses zwingt. Denn die Anerkennung eines Wunders steht auf einer ganz anderen Ebene als die Einsicht in mathema-

tische Wahrheiten. Der Grund dafür ist darin zu suchen, daß es sich in beiden Fällen um andere Wirklichkeitsbereiche handelt.

Im Falle der Mathematik hat der Mensch selbst die Ansätze geschaffen, aus denen er deduzierend die Folgerungen zieht. Hierbei kommt er also mit keiner überraschend neuen Wirklichkeit in Berührung, bleibt vielmehr im Bereich des von ihm gesetzten Einsichtigen. Anders aber steht es bei dem Wunder. Hier kommt er durch ein überraschendes Ereignis mit einer Wirklichkeit außergewöhnlicher Art in Berührung, die er mit seiner exakten Forschungsmethode nicht erreicht und die er deshalb für gewöhnlich ausklammert. Der Wirklichkeitsbegriff, auch des Fachgelehrten, ist keineswegs einfach Ergebnis seiner oder anderer Forschungen, sondern wird von vielen Faktoren mitgeprägt, über die er sich als Fachforscher keine Rechenschaft zu geben braucht. Auch er hat vom Zeitgeist her einen bestimmten Wirklichkeitsbegriff übernommen, von dessen Geltung er so überzeugt ist, daß er bei dem Zusammentreffen mit einem Wissenschaftler eines anderen Wirklichkeitsbegriffes nicht selten dazu neigt, diesen persönlich zu verunglimpfen.

Sofern ein reiner Gelehrter auf dem Standpunkt eines sensualistischen Positivismus steht und sich weigert, die Möglichkeit von Wirklichem jenseits der Grenzen, die der Positivismus gezogen hat, anzuerkennen, ist mit ihm nicht zu streiten. Für ihn gibt es keine »Wunder«. Alles, was die selbstgezogenen Grenzen überschreitet, ist für ihn bloß Hirngespinst und »Mystik«. Läßt er sich indes von Erfahrungen, die nicht in seinem Fachgebiet zu liegen brauchen, zu der Einsicht führen, daß die positivistische Grenzziehung der Wirklichkeit voreilig und irrig ist, hält er sich alsdann grundsätzlich offen für die

Erfahrung weiterer Wirklichkeit, so hat er sich bei Begegnung mit dem Wunder zu entscheiden, ob er sich diesem außerordentlichen Phänomen stellen will oder nicht. Er kann — wie es Charcot getan hat — a priori erklären, daß es wunderbare Heilungen nicht geben könne, weshalb es völlig sinnlos sei, sich mit der Verifizierung solcher Dinge abzugeben. Wer in das Weltbild des positivistischen Sensualismus hineingewachsen ist, für den bedeutet es einen Entschluß, Meldungen von wunderbaren Heilungen nicht einfach zu ignorieren, sondern, mit der Möglichkeit unbekannter Wirklichkeitsbereiche rechnend, sich verschrienen Tatsachen zu stellen, gewillt, sie mit voller Wachheit einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Erlebt er eine Wunderheilung, so muß dadurch der ganze geistige Boden, auf dem er stand, aufs tiefste erschüttert werden.

In der Ratlosigkeit solcher Erschütterung steht es dem Forscher noch frei, wozu sich Carrel versucht sah, die Frage nach den Ursachen als unberechtigt abzuschneiden und sich wieder in das Gefängnis der positivistischen Haltung einzuschließen. Doch kann die einmal erwachte Unruhe nach dem wirklichen Grunde der neuartigen Tatsachen für ihn Anlaß zu der weiteren Entscheidung werden, den ersten Spuren der neuen Wirklichkeit nachzuspüren, um zu einer vollen Gewißheit zu gelangen. Eben das tat Carrel. In einem langsamen geistigen Reifungsprozeß, in den eine lange Beobachtung von weiteren Tatsachen und geistige Durchdenkung ihrer Tragweite einging, gelangte er dazu, an Wunder zu »glauben«. Dieses »Glauben« hat nichts zu tun mit dem theologischen Begriff des »Glaubens«, der ein Fürwahrhalten aufgrund der Aussage von anderen meint. Vielmehr steht »Glauben« hier auf der Basis voller zureichender Sacheinsicht. Doch da diese Sacheinsicht nicht einfach

durch unbehinderte rationale Operationen erreicht worden ist, sondern willentliche Entscheidungen notwendig waren, um zu diesem Ergebnis zu gelangen, wird er nicht bloß Erkenntnis, sondern »Glauben« genannt.

Nicht allein der Einschlag des Willens in die Anerkenntnis des Wunders veranlaßt uns, hier von »Glauben« zu sprechen. Es gilt, noch eine weitere Eigenart dieser Anerkenntnis zu beachten. »Wunder« im eigentlichen Sinne ist nämlich eine religiöse Kategorie, das heißt, sie enthält einen eigentümlichen Bezug zum lebendigen Gott. »Der reine Wissenschaftler« — sagt Lhermitte[76] richtig — »hat den besten Teil seiner selbst hinsichtlich Gottes aufgegeben.« Wo die Aufnahme einer persönlichen Beziehung zu Gott verweigert wird, kann sie auch nicht durch ein »Wunder« »bewiesen« werden. Um ein außerordentliches Ereignis als »Wunder« ansehen zu können, ist zumindesten eine religiöse Disposition der Seele Voraussetzung. Denn in dem wunderbaren Ereignis erfährt sich der religiös Geöffnete von Gott her angerufen. Des zur Untersuchung herangezogenen medizinischen Fachmannes Aufgabe besteht nur darin, die objektiven Gegebenheiten der außerordentlichen Heilung in volles Licht zu setzen. Erst aus dem religiösen Zusammenhang, in dem die Heilung steht und aus dem sie nicht zu lösen ist, ersieht der innerlich Geöffnete, daß dieses Geschehnis etwas »besagen« will, daß damit dem Gläubigen ein »Zeichen« gegeben wird. Eben der »Zeichen«-Charakter gehört zu dem Wesen des Wunders und bedarf besonderer Beobachtung. Erst dadurch erhebt sich das Wunder über den Bereich des Profanen und rückt in den Bereich des Religiösen ein.

[76] Lhermitte, Le Problème des Miracles, 1956, p. 129 (... l'homme, »devenu science animée«, s'est dépouillé d'une partie de soi-même, la plus importante peut-être au regard de Dieu: de toute son affectivité).

Der Glaubenswillige schließt schnell: Hier ist eine Heilung geschehen, welche die Wissenschaft nicht zu erklären vermag; also muß Gott ihr Urheber sein! Indes, selbst wenn völlig auszuschließen wäre, daß die betreffende Heilung später einmal erklärbar würde, weil nicht eine ungenügende Kenntnis der mitwirkenden Faktoren das Urteil »Unerklärlich!« veranlaßt hat, sondern eine wirklich sachliche Einsicht — etwa folgender Art: »Es ist für den Biologen völlig unerhört, daß verlorene Nervensubstanz in einem Augenblick ersetzt und ein seit Jahren ausgeschalteter Nervenkomplex ebenso augenblicklich wieder in Funktion gesetzt werden kann«, — so steht zwischen dem Urteil absoluter natürlicher Unerklärbarkeit und der Anerkenntnis eines Wunders ein qualitativer Sprung, den es herauszustellen gilt.

Ein naturwissenschaftlicher Fachmann ist als solcher nur in der Lage, ein Urteil über natürliche Erklärbarkeit oder Unerklärlichkeit abzugeben; nur dafür besitzt er Fachqualifizierung. Doch geht ihm die Kompetenz ab, um im gleichen Atemzuge die Heilung auf einen göttlichen Eingriff zurückzuführen. Wenn er diesen Schluß dennoch zieht, dann tut er es nicht als naturwissenschaftlicher Fachmann, sondern als religiöser Mensch. Freilich wird das sachliche Urteil völliger natürlicher Unerklärbarkeit ihn dauernd anstacheln, nach einer befriedigenden Erklärung zu suchen. Solches »Suchen« kann gelenkt sein durch einen bereits bestehenden oder wenigstens anfangenden Glauben religiöser Art. Überdenkt er die Umstände, unter denen die Heilung geschah, so kann er dazu geführt werden, in dem unerwarteten und unerklärbaren Ereignis ein »Zeichen« zu sehen, und zwar ein »Zeichen«, das ein göttlicher Geist einem Menschen gibt. Das Vernehmen eines solchen Zeichens überschreitet die

Sphäre reiner Naturwissenschaft und ihrer Erkenntnisweise.

Daß sich die Deutung eines Ereignisses als göttlichen Zeichens aus der Bedenkung des religiösen Zusammenhanges ergibt, wird uns ohne weiteres ersichtlich, wenn wir folgendes bedenken. Gesetzt, ein Blinder würde von seinem Freunde über einen großen Platz geführt, beide würden sich dabei über gleichgültige Dinge unterhalten; wider alles Erwarten fände dabei der Blinde auf unerklärliche Weise sein Sehvermögen wieder. Sofern es sicher wäre, daß weder die beiden Freunde, noch Bekannte einen Akt des Glaubens und des Vertrauens gesetzt hätten, ja niemand an Gebet gedacht hätte, so würde man darin kein religiöses Wunder, sondern nur eine völlig unverständliche Tatsache erblicken. Erst durch das Beten, das ein persönliches Sichwenden an den persönlichen Gott darstellt, wird ein religiöser Beziehungszusammenhang geschaffen, in dem das außerordentliche Geschehnis seine Interpretation als göttliches Zeichen erfährt. Eben das Gebet wird nun immer wieder als die einzige und unerläßliche Voraussetzung des Wunders genannt. Wallfahrtsorte wie Lourdes sind keine Kliniken, sondern Orte des Gebetes, der Buße und der Liebe. Hier erwarten Kranke ihre Heilung weder von einem Gemütsschock, noch von einem Hypnotiseur, noch vom Wasser einer Gebirgsquelle, sondern sie erbitten sie von dem persönlichen Gott, von dem sie glauben, daß er in seiner uns unbegreiflichen Güte menschliche Bitten zu erhören vermag.

Alle Zeichen-Interpretation ist im Grunde freie geistige Tat. Das gilt auch für das Zeichen-Verständnis der menschlichen Sprache. Diese Tatsache wird besonders dem Lehrer von Taub-Blinden deutlich, der es versucht, auf dem Wege über die Fingerzeichensprache ein erstes

Zeichen etwa für Wasser zu geben. Es kann der wartende Geist auf diese Zeichen-Gebung anspringen, wie es bei Helen Keller der Fall war. Es kann aber auch eine Antwort ausbleiben, ohne daß man mit Sicherheit sagen könnte, es fehle eine geistige Fassungskraft.

Ist schon die Interpretation menschlicher Sprach-Zeichen der Gefahr unterlassener Deutung wie der Mißdeutung ausgesetzt, so ist das in noch höherem Maße der Fall bei Zeichen, die eine göttliche Bedeutung tragen. Gott, der uns absolut Unbegreifliche, bedient sich kontingenter, sichtbarer Ereignisse, um zum Menschen zu sprechen, sich ihm zu »offenbaren«. Dabei bleibt er selbst der geheimnisvoll Verborgene, ein unserer Erfahrung Transzendenter, der ganz Andere, die geheimnisvolle Quelle unseres Seins, der in einer ganz anderen Seinsregion west als alle uns erfahrbare Welt. Die Wirklichkeit Gottes erkennen heißt, in dieser Welt etwas fassen, was nicht von dieser Welt ist. Wie alles Geschöpfliche durch sein bloßes Dasein von seinem Seinsgrunde Zeugnis ablegt, so kann es in neuer Weise Träger einer Bedeutung, eines von Gott angedeuteten Sinngehaltes, werden. Nur wer einen göttlichen Urgrund anerkennt oder zumindesten geistig auf der Suche nach ihm ist, vermag auch in einem unerwarteten und außergewöhnlichen Ereignis auf Grund der besonderen Umstände darin ein Zeichen zu erblicken, das er sich durch persönlich-aktives Erfassen zum Verständnis bringt. Ein solches Erfassen kann seiner Sache völlig sicher sein und zu voller Gewißheit führen. Dennoch zwingt sich die Deutung nicht in der Weise auf, wie die Lösung einer mathematischen Aufgabe beim Mitdenken die Einsicht ihrer Lösung erzwingt.

Das Entscheidende beim »Glauben« an ein Wunder liegt also nicht in der Anerkenntnis einer Wahrheit oder

eines Wertes, sondern einer neuen andersartigen Wirklichkeit. Glauben heißt hier, sich einer anderen Wirklichkeit anvertrauen, als es die der bloßen greifbaren und sinnlich faßbaren Welt ist. Dem verworrenen Empfinden des Alltagsmenschen ist der Körper wirklicher als die Seele, das Geld wirklicher als der Gedanke, die Macht wirklicher als die Liebe, der Nutzen wirklicher als die Güte. Seinem Wirklichkeitsbewußtsein steht die körperlich greifbare Welt am nächsten. Je weiter etwas darüber steht, desto mehr verflüchtigt es sich ihm zum bloßem Schemen. Im Glauben erfolgt eine Umformung des Wirklichkeitsbewußtseins, die Verlagerung des Schwergewichtes der Wirklichkeit in Gott hinein. Mithin setzt Glauben die Bereitwilligkeit voraus, Gott als tragende Urwirklichkeit anzuerkennen. Nur so ist es möglich, durch die vordergründige, gesetzlich geregelte Naturwirklichkeit hindurch in einem außerordentlichen Ereignis den persönlichen Anruf Gottes an den Menschen zu vernehmen.

Weil alle vordergründige Naturwirklichkeit nicht in sich abgeschlossen, sondern aus der freien Liebestat Gottes hervorgegangen ist und auf ihn zurückweist, vermag Gott durch sie hindurch den Menschen zu treffen. Denn alles Naturgeschehen ist miteinbezogen in die Geschichte, die letzten Endes Heilsgeschichte ist. Dabei soll der Mensch nicht blind einem unprüfbaren Glaubensrufe folgen. Er kann und muß in heißem Bemühen um die Gründe ringen; diese selbst vermögen ihm wohl eine tragfähige Brücke zu schlagen; doch ist es sein persönliches Wagnis, über diese Brücke hinaus in das blendende Dunkel einer neuen, ganz andersartigen Wirklichkeit hinüberzuschreiten.

Jesu Wundertaten haben wesentlich dazu beigetragen, Jünger zum entscheidenden Glauben an Christus zu führen. Auf das göttliche Zeugnis der Wunder hin glaubten sie fest an ihn als den gottgesandten Messias und Gottessohn, als den er sich bekannt hatte. Doch wäre es zu diesem Glauben wohl nicht gekommen, wenn sie nicht schon vorher »im Banne der Persönlichkeit Jesu gestanden hätten« (B. Brinkmann[77]). Durch eine ganze Reihe persönlicher Faktoren ist es bedingt, daß sie sich Jesus gegenüber aufgeschlossen verhielten, während die ungläubigen Juden auch nicht durch die Wunder zum Glauben an ihn geführt wurden, sondern sie dem Einfluß des Teufels zuschrieben (vgl. Mt 12, 24 u. Parallelen). Diese standen aus ganz persönlichen Prestigegründen ablehnend der Persönlichkeit Jesu gegenüber. »Im Banne dieser Persönlichkeit standen dagegen die beiden Johannesjünger Andreas und Johannes, die auf das Wort des Täufers dem Herrn folgten und nicht nur an jenem Tage bei ihm blieben, sondern sich daraufhin ihm anschlossen, offenbar bevor sie äußere Wunder von ihm gesehen hatten (Jo 1, 37—40). Erst nachdem die Menschen im Banne der Person Jesu standen und Vertrauen zu ihm gefaßt hatten, war es ihnen klar, daß das Weinwunder, die Brotvermehrung, die Heilung des 38jährigen Kranken, des Blindgeborenen, die Auferweckung des Lazarus usw. nicht Teufelswerk (Magie) waren, sondern Gottes Werk, d. h. wirkliche Wunder, wie man sie nach Is 35, 5; 61, 1 vom Messias erwartete (Lk 7, 18—23). Und wenn es Gottes Werk war, dann hatte Gott selbst Christi Botschaft von seiner göttlichen Sendung dadurch bestätigt, so daß sie jetzt mit göttlichem Glauben, d. h. auf das Zeugnis Gottes hin, der durch ihn gesprochen hatte, als Messias und Gottessohn anerkannten. Vorher hatten sie auch schon auf Grund seiner Persönlichkeit mit mensch-

[77] Bernhard Brinkmann, Die Erkennbarkeit der Wunder Jesu, in: Scholastik, XXIX Jg. (1954), S. 351.

lichem Glauben an ihn als einen zuverlässigen und vertrauenswürdigen Menschen geglaubt und ihm geglaubt, daß er die Wunder in der Kraft Gottes wirkte; jetzt glauben sie auf das Zeugnis Gottes an ihn und seine göttliche Sendung« (B. Brinkmann).

Schon vor den Wundern verlangt Jesus den Glauben an seine Persönlichkeit und an seine Vollmacht: »Glaubt ihr, daß ich euch das tun kann?« (Mt 9, 28 f). Den Vater des besessenen Knaben fragt er nach dem Glauben und erhält die bezeichnende Antwort: »Ich glaube. Hilf meinem Unglauben!« (Mk 9, 23 f).

Der Glaube, den Christus vom Menschen verlangt, für den seine Zeichen göttlicher Ausweis sein sollen, stellt eine persönliche Entscheidung dar. Er setzt ehrliche Begegnung mit sich selbst voraus, gründet in dem Eingeständnis sittlicher Unzulänglichkeit, der Erfahrung triebhafter Unordnung in sich selbst, der wütenden Empörung des Fleisches gegen den Geist, woraus sich das sehnsüchtige Ausschauen nach »dem« Helfer, »dem« Heiland gebiert, der die Wunde der eigenen Natur, die bis auf die Wurzeln der ererbten Wesenheit krank ist, zu heilen vermag. Der Glaube an Jesus Christus ist an die Bereitschaft gebunden, den strengen Weg der Selbsterziehung und Selbstentäußerung in seiner Nachfolge zu gehen. Er entsteht aus dem aufkeimenden Willen, der die Gnadenhilfe sucht: »Ich glaube. Hilf meinem Unglauben!«

Einer solchen Glaubenswilligkeit vermag das Wunder eine wesentliche Stütze zu werden in dem Sinne, wie es das Vatikanische Konzil erklärt: »Damit unser Glaubensgehorsam vernunftgemäß sei, wollte Gott, daß sich mit den inneren Hilfen des Heiligen Geistes auch äußere Erweise seiner Offenbarung verbänden, nämlich göttliche Taten und vor allem Wunder und Weissagungen. Da sie Gottes Allmacht und unbegrenztes Wissen in reichem

Maße dartun, bilden sie ganz sichere und der Fassungskraft aller angepaßte Zeichen. Deshalb haben sowohl Moses und die Propheten, wie auch vor allem Christus der Herr selbst viele und ganz offensichtliche Wunder gewirkt und Weissagungen ausgesprochen; und von den Aposteln lesen wir: ›Jene aber zogen hinaus und predigten überall; der Herr wirkte mit und bekräftigte ihre Rede durch Zeichen‹ (Mk 16, 20) . . .«[18]

Ist für den an Gott glaubenden Menschen die erfahrbare Welt eine Bezeugung Gottes, so ist doch anderseits zu sagen, daß diese erfahrbare Welt Gott ebenso zu verbergen wie zu enthüllen scheint. Die Tatsache der Gottlosigkeit vieler Menschen angesichts dieser erfahrenen und erfahrbaren Welt besteht und bleibt nicht ohne Eindruck auf die Gläubigen, die dadurch in ihrem Glauben unsicher werden können. Bereits aus dieser Lage erwächst eine verständliche Sehnsucht nach einer außerordentlichen Bezeugung Gottes, der Wunsch, daß er gelegentlich aus seiner Verborgenheit heraustrete und dem gläubigen Menschen seine Gegenwart anzeige. Hinzu kommen die mannigfaltigen Nöte physischer und sittlicher Art, Krankheit, Zurücksetzung, Versuchungen, die den Menschen nach Zeichen Ausschau halten lassen, die ihre Not wenden und durch die sich Gott bezeugt. So besehen, bildet das Wunder keineswegs eine völlig nebensächliche Randerscheinung im religiösen Leben; es geht nicht nur zurück auf »mythisch-primitives« Verlangen nach Zeichen und Wundern, das einer naiven Geisteshaltung und Vorhofsreligion entsprechen würde. Auch ein Geist wie Pascal sah im Wunder keineswegs eine Angelegenheit für naiv Wundersüchtige, für geistig nicht gereifte, auf kindlicher Stufe stehende und nach dem Flitterkram bunter Wunder haschende Gläubige. Er sagt:

[18] Denzinger, Enchiridion symbolorum, 31. ed. 1957, Nr. 1790.

»Die Wunder und die Wahrheit sind notwendig, weil der ganze Mensch überzeugt werden muß, sowohl der Körper wie die Seele.«[79] Für seine Ansicht führt er auch ein — freilich ungenaues — Wort Augustins an, das heißt: »Ich wäre kein Christ ohne die Wunder.«[80] Lhermitte tut im einzelnen dar, welche große Bedeutung die Erwartung und das Erlebnis eines Wunders im Leben Pascals gespielt haben[81]. Man sollte also in Kreisen »gebildeter« Gläubigen mit leicht abschätzig urteilenden Worten über das Wunder, die eine fragwürdige Selbstgenügsamkeit bekunden, vorsichtig sein. Geister, die eine ehrliche und tiefe Selbstkenntnis besessen haben, haben das Wunder für wichtiger gehalten.

Damit ist keiner unkritischen Wundersucht das Wort geredet. Ohne Zweifel grassiert heute solche Wundersucht; vor ihr wird mit Recht gewarnt. Doch täusche man sich nicht darüber, daß diese Wundersucht in gewissen Kreisen einfacher Gläubiger doch in etwa die Kehrseite der Wunderscheu von Gläubigen ist, die, auf ihre »Bildung« pochend, vom rationalistischen Zeitgeist angesteckt, es ablehnen, sich ernstlich mit der Frage nach dem Wunder zu befassen.

Vom Standpunkt heutiger historischer Kritik aus müssen wir ohne Frage eine große Zahl von wunderbaren Berichten, welche vor allem in den Geschichten von Heiligen berichtet werden, als Legenden ohne historischen Wert bezeichnen. Auch innerhalb des Christentums hat die fromme Phantasie das Wunder als des Glaubens liebstes Kind auswuchern lassen. So müssen wir in den Berichten der Martyrerakten, wie in den goldenen Legenden der mittelalterlichen Heiligengeschichten, woran

[79] Blaise Pascal, Über die Religion und über einige andere Gegenstände (Pensées). Übertr. u. hg. v. E. Wasmuth, 1946, Nr. 806, S. 386.
[80] ebenda, Nr. 812, S. 388.
[81] Jean Lhermitte, Le Problème des miracles, 5. éd., 1956, p. 57 ff.

sich Generationen von Gläubigen erbaut haben, vieles einem unkritischen religiösen Schwung zuschreiben, der die Schranken der Vernunft überbordete. Doch wie es auf der einen Seite einen Mangel an kritischem Geist bedeutet, Wunderberichte ohne kritische Prüfung anzunehmen, ist anderseits die grundsätzlich hochmütige Ablehnung, die behauptet, des Wunders zur Glaubensstützung überhaupt nicht zu bedürfen, ebenso einseitig festgefahren. Tatsächlich hält sie sich auch hier nicht für die Möglichkeiten, die eintreten können, offen und ist deshalb auch immer in Gefahr, an der göttlichen Weisheit selbst zu freveln.

*

Nach dem bisher Gesagten können wir Antwort geben auf eine Frage, die gerade in der letzten Zeit wiederholt gestellt worden ist. Es geht um folgende Frage: Können Wunder göttliche Zeichen für den Durchschnittsmenschen sein, wenn zu ihrer Verifizierung die Kompetenz von Fachleuten erforderlich ist, ja selbst diese in vielen Fällen zu keiner klaren Entscheidung kommen? Wird nicht anderseits gerade vom Wunder gesagt, daß es ein ganz sicheres Zeichen göttlicher Offenbarung sei, und zwar ein Zeichen, das dem Verständnis aller Menschen zu allen Zeiten angepaßt sei? So heißt es im Antimodernisteneid vom 1. September 1910, daß äußere Offenbarungsstützen, und zwar göttliche Taten, vor allem Wunder und Propheten (externa revelationis argumenta, hoc est facta divina, in primisque miracula et prophetias), ganz sicher Ursprungszeichen der christlichen Religion seien, die der Fassungskraft aller Zeiten und Menschen, auch unserer Zeit, am meisten angepaßt seien (signa certissima ortae christianae religionis ... aetatum omnium atque hominum, etiam huius temporis, intelligentiae esse maxime accomodata)[82]. Ähnlich hatte be-

reits das Vaticanum erklärt, Wunder und Prophetien seien ganz sichere und der Fassungskraft aller angepaßte Zeichen der göttlichen Offenbarung[83].

Um auf die oben gestellte Frage eine Antwort geben zu können, muß die Scheidung von wissenschaftlicher Kompetenz einerseits und religiöser Erkenntnis anderseits beachtet werden. Das Wunder als solches ist, wie wir feststellten, eine religiöse Erscheinung; sie kann deshalb als solche nicht eigentlich Gegenstand einer wissenschaftlichen Demonstration sein. Wem religiöse Haltung abgeht, für den gibt es keine Wunder. Wunderbare Ereignisse tragen durch ihren unverkennbaren Zusammenhang religiösen Zeichencharakter, der in einem Akt religiöser Erkenntnis erfaßt wird. Die Hilfe der Wissenschaft beschränkt sich dabei nur auf vorbereitende Sicherstellung; insbesondere geht sie auf Feststellung des außerordentlichen Charakters des Ereignisses. Doch darf die Notwendigkeit ihrer Mithilfe nicht übertrieben werden. Ohne Zweifel gibt es schwierige Fälle, die der Mithilfe eines kompetenten Fachmannes bedürfen. Schon jeder Mensch hat die Verpflichtung, auch seine spontanen Gewißheiten zu überprüfen. Zu wissenschaftlicher Überprüfung sind Einrichtungen wie das Ärztliche Untersuchungsbüro in Lourdes, die Internationale Kontrollinstanz und die Untersuchungsinstanz der Ritenkongregation geschaffen worden. Indes lehrt die Kirche durchaus mit Recht, daß Wunder Zeichen für die Fassungskraft von allen sind. Man darf also die Bedeutung der für die vorbereitende Beurteilung von Wunderheilungen zugezogenen Fachleute nicht dahin übertreiben, als ob nur sie allein in der Lage wären, über ein »Wunder« ein Urteil abzugeben.

[82] Denzinger-Rahner, Enchiridion Symbolorum, Nr. 2145.
[83] ebenda, Nr. 1790.

Als Jesus Christus einen blindgeborenen Bettler (Jo 9) heilte, war dieser Mann stadtbekannt. Alles wußte, daß er dieses Leiden von Geburt an besaß. Wenn dieser Mann durch Aufstreichen eines Breies aus Lehm und Speichel wie durch das Waschen im Teiche Siloe das Sehen erhält, so sind alle, gebildete wie ungebildete, Miterlebenden davon überzeugt, daß diese sinnbildlich andeutenden Handlungen einen toten Sehapparat im Augenblick zum Funktionieren zu bringen nicht in der Lage sind. Alle sind zugleich imstande, durch einfaches Nachforschen sicher zu stellen, daß der Geheilte derselbe Mensch ist wie der Bettler zuvor. Das wird von den Pharisäern mit größtmöglicher Genauigkeit vorgenommen. Gebildete wie Ungebildete sind in der Feststellung der Tatsachen gleich sicher. Indes ist es nur ein Teil der Miterlebenden, der die religiöse Offenheit besitzt, in dieser außerordentlichen Heilung »das Wirken Gottes« zu erfassen, das »an ihm offenbar« wird (Jo 9, 3). Das Wunder — so hat man mit Recht gesagt — ist ein Phänomen, das in der Sprache des gesunden Menschenverstandes, nicht aber in der wissenschaftlichen Fachsprache geschrieben ist.

Man darf die Notwendigkeit wissenschaftlicher Kontrolle weder übertreiben noch untertreiben. Schon die einfache Verifikation durch den gesunden Menschenverstand ist nicht ohne Wert. Freilich ist bei komplex gelagerten Fällen eine strenge kritische Sicherung unerläßlich. Wenn diese auch bei sehr vielen Fällen nicht voll durchzuführen ist, wenn die Verifizierung vieler Heilungen aus Gründen menschlicher Unzulänglichkeit nicht immer zu vollem Erfolge führt, so gibt es indes tatsächlich Fälle, von denen man sagen kann, die Beobachtung sei fast in Form eines Experimentes (Goret) geschehen. Nicht die Zahl der kritisch verifizierten Fälle entscheidet, sondern die Tatsache, daß es überhaupt solche gibt. Da-

durch ist tatsächlich das Tor der Übernatur aufgestoßen. Bezeichnenderweise ist bei dem einfachen Menschen der religiöse Glaubensgeist oft stärker ausgebaut als bei dem zu positivistischer Wirklichkeitsbeschränkung neigenden Gebildeten. Er steht der Übernatur offener gegenüber als der Gebildete, der seine Vernunft überschätzt und die Grenzen seiner Vernunft für die Grenzen der Wirklichkeit hält. Daher rührt es, daß der einfache Mensch leichter an das Wunder glaubt. Eben darum preist Christus die »Kleinen« selig. »In jener Zeit« — heißt es im Matthäus-Evangelium — »nahm Jesus das Wort und sprach: ›Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dies vor Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber geoffenbart hast. Ja, Vater, denn so war es dir wohlgefällig‹« (Mt 11, 25 f).

Hier werden nicht die Leichtgläubigen im Sinne einer ungebildeten Kritiklosigkeit und ungenügender Denkzucht wie mangelnder geistiger Formung selig gepriesen, sondern die innerlich der göttlichen Wirklichkeit Geöffneten, mag auch daneben die kritische Bildung des Geistes ihr Vollmaß erreichen.

*

Nachdem wir den »Glauben« an das Wunder in seinem Aufbau zu analysieren versucht haben, bleibt zum Schluß noch die Frage nach der Stellung des Wunder-Glaubens innerhalb des Christentums zu beantworten. Nach den Berichten der Evangelien beruft sich Christus selbst wiederholt auf die Zeichen, die er tut, als Bestätigung durch den Vater. Daß sie den gewollten Eindruck nicht verfehlten, zeigt das Wort von Nikodemus, eines Ratsherrn und Pharisäers, der des Nachts zu Jesus kam und zu ihm sagte: »Meister, wir wissen, daß du als Lehrer

von Gott gekommen bist; denn niemand kann diese Zeichen tun, die du tust, wenn nicht Gott mit ihm ist« (Jo 3, 2). Eben die Tatsache, daß Christi Gegner trotz seiner Taten bei ihrer Ablehnung verharren, macht diese Ablehnung zur Sünde. Christus sagt: »Hätte ich nicht die Werke unter ihnen getan, die sonst keiner getan hat, so hätten sie keine Sünde; jetzt aber haben sie gesehen — und haben mich wie meinen Vater gehaßt« (Jo 15, 24).

Die Apostel, Kirchenväter und Theologen haben das Wunder immer wieder als Glaubensmotiv in Erinnerung gebracht. Auch das Vatikanische Konzil und anschließende Glaubensentscheidungen haben seine Bedeutung eigens betont. Überdies sind gerade »Heilungswunder« — bei weitem die meisten der Wunder sind Heilungswunder — in der Tat sehr geeignet, erste Zeichen des vollen »Heils« zu sein, das den Christen kraft ihrer Gotteskindschaft verheißen ist.

Nicht selten ist der Einwand zu hören, Wunder gäbe es in allen Religionen. Eben darum könnten sie nicht als besondere Beweismittel für die Göttlichkeit der Kirche Jesu angesehen werden. Darauf ist zu erwidern, daß die meisten dieser Berichte deutlich den Stempel der Legende an der Stirn tragen. Nur wenige sind historisch ausreichend bestätigt. Dann steht zu bedenken, daß Scheinwunder durch dämonischen Einfluß von den Evangelien ausdrücklich als möglich hingestellt werden (Mt 24, 23). Doch braucht nicht abgestritten zu werden, daß auch Andersgläubige die heilende Wunderkraft Gottes auf ihr flehentliches Gebet verspüren können, ohne daß damit eine besondere Bestätigung ihrer Glaubensform gegeben ist. Das Wunder außerhalb des Raumes der katholischen Kirche stellt zunächst nur eine private Gebetserhörung dar und bestätigt, daß das vorhergehende Bittgebet vor Gott in Ordnung war. Von dem protestantischen Pfar-

rer Johann Christoph Blumhardt († 1880), von dem eine tiefgehende pietistische Erweckungsbewegung ausging, werden Heilungen als Gebetserhörung glaubwürdig berichtet[84]. Wenn auch Orthodoxe und Mohammedaner am Grabe des Maronitenmönches Scharbel Machluf geheilt werden, so sind solche Heilungen für die Geheilten Zeichen der Echtheit des christlichen Glaubens.

*

Sind Wunder »motiva credibilitatis«, so doch keineswegs die einzigen. Sie sind »externa« motiva, nicht in der Persönlichkeit und der Lehre Christi und der Kirche selbst enthalten. Unter den Glaubwürdigkeitsgründen steht ihnen ein bestimmter Rang zu. Sie dürfen weder über- noch unterschätzt werden. Nachdem lange eine einseitig apologetisch eingestellte Richtung sie überbewertet hatte, sind sie im Gegensatz dazu in der letzten Zeit gelegentlich unterbewertet worden. Wunder sind — so haben wir gesehen — weder der einzige Glaubensgrund, noch können sie den Glauben an Christus erzwingen. Schon für die Menschen, die Christus begegneten, war die Aufgeschlossenheit für die außerordentliche Persönlichkeit, die sittliche Hoheit und seinen Ernst Voraussetzungen dafür, daß sie an seine Wunder »glaubten«. Doch tadelt Christus selbst die Sucht nach Zeichen und Wundern. Einem königlichen Beamten, der Jesus gebeten hatte, zu ihm zu kommen, um seinen Sohn gesund zu machen, erklärte er: »Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, kommt ihr offenbar nicht zum Glauben!« (Jo 4, 48). Er stellt den Glauben, der sich nicht an das Sehbare klammert, höher als den Glauben, der erst »sehen« will (Jo 20, 29). In diesem Sinne stehen die Glaubensmotive, die sich auf die Lehre stützen, höher als die, welche sich auf Wunder gründen. Wunder sind keine notwendige Bedingung für den christlichen Glauben. Indes wäre es abwegig, ihnen eine völlig nebensächliche Randstellung anweisen zu wollen. Der gesunde Weg führt auch hier in der Mitte zwischen einer primitiven Wundersucht, die sich kritiklos an Wunderberichten berauscht, und dem Versuch einer völligen Ausscheidung aus dem Glaubensleben. Wunder sind Zeichen, bei denen es nicht gilt, sich zu verweilen, sondern ihre Bedeutung zu verstehen und von ihrem Sinn sich leiten zu lassen.

[84] Vgl. F. Zündel, Johann Christoph Blumhardt, 10. Aufl., 1926.

ANDERSARTIGE WUNDER ALS HEILUNGEN

Nur in einem kurzen Nachtrag seien noch einige wesentliche Wunder erwähnt, die nicht Heilungen sind. An erster Stelle seien die »*Neapolitanischen Blutwunder*« genannt. Am bekanntesten ist das Blutwunder des heiligen Januarius. Er war Bischof von Benevent und starb im vierten Jahrhundert mit einigen Gefährten in Puteoli, einem Vorort von Neapel, den Martyrertod. Sein Fest am 19. September wird als Volksfest von der ganzen Stadt Neapel begangen. An seinem Feste wird von kirchlichen Würdenträgern das Reliquiar mit dem Schädel des Heiligen in Gestalt einer Büste aufgestellt, mit bischöflichen Gewändern bekleidet und eine Ampulle, in der Blut des Martyrers aufbewahrt wird, dem Behälter entnommen. Ein Geistlicher hebt die Ampulle vor aller Augen empor und wendet sie nach allen Seiten wie nach allen Richtungen; im grellen Schein der aufgestellten Scheinwerfer ist deutlich zu erkennen, daß trotz des Hin- und Herbewegens der Ampulle der verkrustete Blutkuchen unbeweglich in seiner Lage verharrt. Klerus und Volk beten, bis sich das Blut verflüssigt, was meist im Verlauf von etwa einer halben Stunde erfolgt. Doch kann es sein, daß die Verflüssigung des Blutes Stunden auf sich warten läßt, wie es anderseits bereits gelegentlich flüssig ist, wenn es dem Behälter entnommen wird. Am Abend des Festes wird die Ampulle mit dem noch immer flüssigen Blute in den Behälter zurückgestellt. Wird sie am nächsten Morgen hervorgeholt, so ist das Blut wieder eingetrocknet, wird aber die ganze Woche

hindurch (Oktav des Festes) täglich von neuem flüssig. Außer am Januariusfeste im Herbst wird das Blut noch ein zweites Mal im Jahre, und zwar im Frühling, flüssig. Gewöhnlich ist das am ersten Samstag im Mai der Fall. Mit großer Sorgfalt und Teilnahme werden von den Neapolitanern jeweils die Einzelheiten des »Miracolo« beobachtet und besprochen. Bei der Verflüssigung schwanken Volumen und Farbe des verflüssigten Blutes. Zu gleicher Zeit, während in Neapel das Blut des heiligen Januarius flüssig wird, geschieht in Puzzuoli (Puteoli) etwas Ähnliches mit den Blutresten auf dem Hinrichtungsstein, der dort in einer Kirche aufbewahrt wird.

Außer dem Januariusblut zeigen in anderen Kirchen aufbewahrte Blutampullen von anderen Heiligen in Neapel ähnliche Erscheinungen. So ist regelmäßig in der Kirche Gregorio Armeno das Blutwunder der heiligen Patrizia zu sehen. Patrizia soll die Nichte von Kaiser Konstantin dem Großen gewesen sein. Sie gilt neben Januarius als Patronin der Stadt.

Bisher ist für diese Verflüssigungen eine natürliche Ursache nicht gefunden worden. Der deutsche Physiker Caspar Isenkrahe[85] hat im Jahre 1912 die »Neapolitanischen Blutwunder« auf Grund eigener Beobachtung beschrieben und kritisch erörtert. Einem eingehenden Werk aus neuester Zeit hat A. Gemelli, der Rektor der Herz-Jesu-Universität, ein Vorwort geschrieben[86].

Als weiteres Beispiel für eine wunderbare Erscheinung, die keine Heilung ist, sei nur noch das *Tränenvergießen der Madonna von Syrakus* erwähnt. In weiten Kreisen gebildeter Katholiken ist die Tatsache, daß

[85] C. Isenkrahe, Neapolitanische Blutwunder. Beobachtet, beschrieben und kritisch erörtert. Mit 30 Abb., 1912.

[86] G. B. Alfano e A. Amitrano, Il miracolo di S. Gennaro. Documentazione storica e scientifica con Bibliografia, 2. ed. 1950.

eine künstlerisch wertlose Gipsfigur durch ihr Tränenvergießen Anlaß zu einer religiösen Volksbewegung wird, auf starken inneren Widerstand gestoßen. Indes, die Untersuchung dieser Tränen durch Fachleute hat das Ergebnis gezeitigt, daß es sich, chemisch gesehen, um Tränenflüssigkeit handelt. Der »Osservatore Romano« veröffentlichte am 18. Dezember 1953 folgende Meldung:

»Die Bischöfe Siziliens haben bei Gelegenheit ihrer jährlichen Bischofskonferenz, die am 10. und 11. Dezember in Villa S. Catoldo (Bogheria) stattgefunden hat, folgende Mitteilung über die wunderbare Tatsache der Tränen der Mutter Gottes in Syrakus bekanntgegeben. Die Mitteilung trägt die Unterzeichnung des Vorsitzenden der Bischofskonferenzen Siziliens, Kardinal Ruffini.

Die Bischöfe Siziliens, die gestern in der gewöhnlichen Konferenz in Bogheria (Palermo) versammelt waren, haben den ausführlichen Bericht Seiner Exzellenz Ettore Baranzini, Erzbischof von Syrakus, über das ›Weinen‹ des Bildnisses des Unbefleckten Herzens Mariens, das sich am 29., 30. und 31. August sowie am 1. September dieses Jahres wiederholt gezeigt hat, angehört. Nachdem sie aufmerksam die Zeugnisse in den Originaldokumenten geprüft haben, haben sie das einstimmige Urteil abgegeben, daß an der Tatsächlichkeit der Tränen nicht zu zweifeln sei. Sie wünschen, eine solche Kundgebung der himmlischen Mutter möge alle zu heilsamer Buße und zu immer lebendigerer Verehrung des Unbefleckten Herzens Mariens anspornen. Sie sprechen den Wunsch aus, daß ein Gotteshaus zur Erinnerung errichtet werde.«[87]

Zur Interpretation des Ereignisses genügt es hier,

[87] zit. nach B. Grabinski, Es geschehen auch heute noch Wunder!, 1955, S. 28 f.

einige Sätze aus der Radiobotschaft Papst Pius' XII. an den Marianischen Kongreß in Sizilien vom 17. Oktober 1954 wiederzugeben: »Der Apostolische Stuhl hat sich bisher jeden Urteils über die Tränen enthalten, die in einem armen Arbeiterhause von einer Muttergottesstatue geflossen sein sollen. Trotzdem haben wir mit großer Bewegung Kenntnis erhalten von der einmütigen Erklärung der Bischöfe Siziliens über die Tatsache der Ereignisse. Maria ist ohne Zweifel im Himmel, ewig glückselig, sie leidet weder Schmerz noch Traurigkeit. Aber Maria bleibt dort nicht gefühllos, nein, sie zeigt immer Liebe und Erbarmen mit dem armen Menschengeschlecht. Sie wurde der Menschheit als Mutter gegeben, als sie zu den Füßen des Kreuzes stand, woran ihr göttlicher Sohn geheftet war. Werden die Menschen die geheimnisvolle Sprache jener Tränen verstehen? O, die Tränen Mariens! Maria weinte auf Golgatha mitleidend für ihren Sohn, weinte aus Trauer über die Sünden der Welt. Weint sie noch, wenn sich die Wunden am mystischen Leibe Christi erneuern? Weint sie nicht über soviele Söhne, denen Irrtum und Schuld das Gnadenleben ausgelöscht haben, und die die Majestät Gottes schwer beleidigen? Oder sind es Tränen der Erwartung über die Rückkehr anderer Söhne, einst gläubig, jetzt von falschen Lichtern getäuscht, in den Reihen der Feinde Gottes wandelnd? Eure Aufgabe ist es, durch Beispiel und Tat die Rückkehr dieser Flüchtlinge ins Vaterhaus zu bewirken und daraufhin zu arbeiten, daß die offenen Breschen der Religionsfeinde auf eurer Insel sich schließen, die Gegenstand eines heftigen Angriffes geworden sind.«[88]

[88] ebenda, S. 29 f.

INHALT

Die Wunderfrage heute 5
Jesus, der göttliche Wundertäter 12
Heilung durch den Geist 19
Wunderheilungen in der Gegenwart 39
Die Untersuchung von Wunderheilungen 48
Aus der Geschichte der medizinischen Diskussion der Lourdes-Heilungen 61
Anerkannte Heilungen 80
Aus einer medizinischen Doktordissertation 100
Wunder und Natur 111
Die Wunder Jesu als geschichtliche Tatsachen 122
Der Glaube an das Wunder 137
Andersartige Wunder als Heilungen 156

GEORG SIEGMUND

Der Kampf um Gott

261 Seiten. Leinen DM 13,80

„Es ist fast ein Gemeinplatz in der heutigen Auseinandersetzung mit dem Kommunismus, insbesondere in seiner sowjetischen Prägung, geworden, in ihm die zu einem pseudoreligiösen Glauben erhobene Gottesleugnung zu sehen. Siegmund hat nun den dankeswerten Versuch unternommen, diese extreme Zuspitzung des Kampfes gegen Gott zurückzuverfolgen durch die gesamte Geistesgeschichte hindurch bis zum Prometheus-Mythus der Empörung gegen Gott aus Liebe zu den Menschen. Dabei zeigt der Autor die unentrinnbare historische Dialektik auf, derzufolge die Proklamierung absoluter Freiheit in absolute Despotie enden mußte. Der heutige Großkampf gegen Gott, zu welchem die vom Sowjetismus beherrschte Welt mobilisiert wurde, verliert auf diese Weise den Charakter des Episodischen und ersteht vor unserem Geiste als letzte Zuspitzung des säkulären Kampfes zwischen Glauben und Unglauben. So trägt Siegmunds Buch Entscheidendes bei zum Verständnis der heutigen geistigen Krise . . ."

Prof. Dr. Gustav A. Wetter S.J., Rom

„ . . . Das Werk ist ungemein inhaltsreich. Wissenschaftlicher Geist ist mit lebendiger Form vereint. Man lernt viel, und man lernt in wachsender Spannung. Man versteht das von Siegmund zitierte Wort von Camus: ‚Im zwanzigsten Jahrhundert ist die Macht etwas Trauriges', aber es bleibt nicht bei diesem traurigen Ausblick; vielmehr erfährt man auch, was man zu tun hat."

Prof. Friedrich Dessauer
in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung"

MORUS-VERLAG · BERLIN

MORUS-VERLAG · BERLIN